



MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel/ Title

"Das Mutterbild von fremdbetreuten weiblichen Jugendlichen"

verfasst von/ submitted by

Mag. pth. Birgit Maria Zimmer BA

angestrebter Grad/ in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien/ Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Bildungswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Dr. Sabine Grenz

Abstract	
Einleitung	1
I Theoretischer Teil	9
1. Wissenssoziologische und psychologische Grundlagen	9
1.1. Wissenssoziologische Grundlagen	9
1.2. Konsistenztheorie und Bedürfnisse nach Grawe	13
1.3. Zusammenfassung	15
2. Mutterschaft	17
2.1. Entstehung der Mutterrolle	20
2.2. Konzept der Mutterliebe	23
2.3. Der Mythos der guten Mutter	26
2.4. Kulturelle Formen	28
2.5. Double Bind	29
2.6. Geschlechtsstereotypes Verhalten	30
2.7. Zusammenfassung	41
II Zur Methodik der Studie	42
3. Methodisches Vorgehen	42
3.1. Qualitative Sozialforschung	42
3.2. Datengrundlage und Datengenerierung	44
3.3. Auswertung und Interpretation	48
4. Ergebnisse	49
4.1. Auswertung der Interviews	50
4.1.1. Verantwortung	50
4.1.1.1. Verantwortung für einen Menschen übernehmen wollen	51
4.1.1.2. Eine Mutter möchte ihrem Kind etwas weitergeben	52
4.1.1.3. Eine Mutter mag Menschen und kümmert sich gerne um diese	55
4.1.1.4. Eine Mutter ist gerne abhängig	55
4.1.1.5. Eine Mutter hat selbst eine gute Muttererfahrung gemacht	56
4.1.2. Eine Mutter muss in ihrem Leben schon eine Basis geschaffen haben, um etwas weitergeben zu können	57
4.1.3. Eine Mutter soll zuerst eine Beziehung zum Kindesvater eingehen	58
4.1.4. Charaktereigenschaften einer Mutter	59
4.1.4.1. Immer Zeit für das Kind haben	61
4.1.4.2. Eine Mutter ist stark	62
4.1.4.3. Eine Mutter ist empathisch und liebevoll	63
4.1.5. Eine Mutter unterstützt ein Leben lang	64
4.1.6. Doppelbelastung	67
4.2. Auswertung des Fragebogens	68
4.2.1. Alter und Tätigkeit in der Sozialpädagogik	69
4.2.2. Einfluss auf das Mutterbild der Jugendlichen zu haben	69
4.2.3. Welchem Geschlecht werden folgende Eigenschaften zugeordnet	70
III. Diskussion und Abschluss	73
5. Zusammenfassung	73
5.1. Haben die Misshandlungserfahrungen von jungen Frauen einen besonderen Einfluss auf die Entstehung einer mütterlichen Identität oder ist diese durch die von uns aufgestellten Werte, welche Mütterlichkeit definieren, im Vorfeld schon geprägt?	75
5.2. Werden junge Frauen, die nicht in bürgerlichen Familienverhältnissen aufgewachsen sind, mehr von Ängsten über das Mutter-Sein geplagt als Frauen, die in einem behüteten Umfeld aufwachsen?	76
5.3. Wie definieren die jungen Frauen die Vorstellungen über das Mutter-Sein und die damit verbundenen Ängste?	77
5.4. Gibt es durch die sozialpädagogische Betreuung Möglichkeiten, um eine	

korrigierende Erfahrung zu ermöglichen und somit die Ängste der jungen Frauen zu reduzieren oder ist die soziale Einbettung dieses Diskurses unbewusst festgefahren? 80

5.5. Welchen Einfluss haben unsere Bedürfnisse auf die Aufrechterhaltung dieser Denkstrukturen?.....	83
6. Fazit.....	84
7. Literatur.....	86
8. Abbildungen:.....	94
9. Fragebogen.....	95

Abstract

Die vorliegende Arbeit widmet sich den Vorstellungen des guten Mutter-Seins und dem Zusammenhang damit zu unseren psychischen Grundbedürfnissen. Es wird der Forschungsansatz der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring als auch das problemzentrierte Interview nach Witzel angewendet. Die Interpretation von Interviews mit drei Frauen und der dazugehörigen geschichtlichen Aufarbeitung des Mutter-Seins zeigen, dass das Eltern-Sein geschlechtsspezifisch aufgeteilt ist und den jeweiligen Elternrollen, Vater und Mutter, gesellschaftliche Verhaltensweisen auferlegt sind. Durch diese Konstruktion von bestimmten Verhalten wird bei den jungen Frauen eine Vorstellung darüber erzeugt, wie sich diese als Mutter zu verhalten haben. Angst und somit Ablehnung von dieser Aufgabe ist die Folge und soll mit dieser Arbeit aufgedeckt werden. Ausserdem soll die Verantwortung, die die sozialpädagogische Betreuung in diesem Zusammenhang hat aufgezeigt werden.

Schlagwörter: gute Mutter-Sein, psychische Grundbedürfnisse, Angst, Misshandlungen, Fremdunterbringung, Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring, problemzentriertes Interview nach Witzel, Sozialpädagogik

This paper examines conceptions of what constitutes a good mother and their connection to our fundamental psychological needs. It employs the research approach of qualitative content analysis according to Mayring as well as problem-centered interviewing according to Witzel. The interpretation of interviews with three women and the accompanying historical analysis of motherhood reveal that parenting is gender-specifically divided, with societal expectations of behavior imposed on the respective parental roles of father and mother. This construction of specific behaviors creates an idea in young women of how they are expected to behave as mothers. Anxiety and, consequently, rejection of this task are the result, and this paper aims to uncover these patterns. Furthermore, it seeks to highlight the responsibility of social work services in this context.

Keywords: good motherhood, fundamental psychological needs, anxiety, abuse, out-of-home placement, qualitative content analysis according to Mayring, problem-centered interview according to Witzel, social work

Einleitung

Durch meine Arbeit als Psychotherapeutin als auch Vortragende im sozialpädagogischen Bereich begegnen mir immer wieder junge Frauen, die verschiedenste Misshandlungserfahrungen in Zusammenhang mit körperlicher oder psychischer Gewalt erleben mussten. Entweder war eine Fremdunterbringung schon in jungen Jahren die Folge davon oder es kam zu einem Verbleib in der Ursprungsfamilie. In den verschiedensten informellen oder aber auch formellen (therapeutischen) Gesprächen äußern mir Frauen, unabhängig voneinander, ihre Angst, dass sie nicht wüssten, was Familie bedeutet und in weiterer Folge auch die Unsicherheit, wie sich eine „gute Mutter“ (Betroffene) verhält. Da sie, wie sie immer betonten, Aussagen von Betroffenen, selbst nicht diese Erfahrungen machen konnten. Damit meinen sie, dass sie teilweise nicht Erfahrungen, wie alle anderen Kinder machen durften z.B. ohne jegliche Misshandlungserfahrungen in einer Familie aufzuwachsen, oder nicht in einer Wohngemeinschaft oder auch in Krisenzentren untergebracht zu werden. Fremdunterbringung ist eine Möglichkeit der Kinder- und Jugendhilfe um für das Kindeswohl zu sorgen, wenn die leiblichen Eltern der Kinder dazu nicht in der Lage sind. Gründe hierfür sind Vernachlässigung, psychische, körperliche als auch sexuelle Gewalt. Laut Statistik Austria aus dem Jahr 2023 werden in Österreich 13.073 Kinder voll betreut (6.954 Jungen und 6.119 Mädchen).

Sie empfinden sich dadurch als anders. Diese Andersartigkeit empfinden diese Frauen in weiterer Folge als ein nicht normal sein.

Dieses in diesem Zusammenhang wiederkehrende Phänomen, eine gute Mutter sein zu wollen und die Angst, diesen Anspruch nicht erfüllen zu können, konnte unabhängig von Alter, Herkunft oder von der jeweiligen Misshandlungserfahrung in diesen Gesprächen beobachtet werden und gründet die Basis dieser Arbeit. In weiterer Folge wurde auch sichtbar, dass nicht nur Frauen mit einer Vergangenheit, die durch Misshandlungen geprägt war, diese Ängste äußerten, sondern auch Frauen, die in einer bürgerlichen Familie aufwachsen durften. Bürgerlich meint in diesem Zusammenhang, dass beide Elternteile miteinander verheiratet sind sowie in einem gemeinsamen Haushalt leben und es zu keinen Misshandlungen, sei es körperliche oder psychische Gewalt, gegenüber Kindern oder einem Elternteil gekommen ist. Dies wirft für mich die Frage auf, ob es eine

andere Ursache geben kann, die diesen Ängsten zugrunde liegt, als die Erfahrung von Misshandlungen.

Die folgende Arbeit widmet sich einerseits dem Wunsch und der Entstehung eine gute Mutter sein zu wollen. Andererseits sollen auch die Ängste, die junge Frauen zu diesem Thema entwickeln, aufgezeigt werden. Bei der Betrachtung dieses Phänomens werden einerseits die psychischen Grundbedürfnisse von Grawe (2004) als auch die soziologische Wissenstheorie über die Konstruktion der Wirklichkeit nach Berger und Luckmann (2018) und die Geschlechtersoziologie herangezogen, um zu erklären, weshalb die Ängste von jungen Frauen bestehen und weshalb sie überhaupt entstanden sind.

Die vorliegende Arbeit wird sich daher mit folgender Forschungsfrage beschäftigen:

Welche Vorstellungen vom Mutter-Sein führen bei Frauen mit Misshandlungserfahrung als auch bei Frauen, die in einem bürgerlichen Haushalt aufgewachsen sind, zu Ängsten und somit in Folge zur Ablehnung eine Mutterschaft eingehen zu wollen?

Folgende Fragen werden im Zuge dieser Arbeit diskutiert:

- Haben die Misshandlungserfahrungen von jungen Frauen einen besonderen Einfluss auf die Entstehung einer mütterlichen Identität oder ist diese durch die von uns aufgestellten Werte, welche Mütterlichkeit definieren, im Vorfeld schon geprägt?
- Werden junge Frauen, die in einem nicht behüteten Umfeld aufwachsen, dass etwa durch psychische oder auch physischer Gewalt beeinträchtigt wird, mehr von Ängsten über das Mutter-Sein geplagt als Frauen, die in einem behüteten Umfeld aufwachsen?
- Wie definieren die jungen Frauen die Vorstellungen über das Mutter-Sein und die damit verbundenen Ängste?
- Gibt es durch die sozialpädagogische Betreuung Möglichkeiten, um eine korrigierende Erfahrung zu ermöglichen und somit die Ängste der jungen Frauen zu reduzieren oder ist die soziale Einbettung dieses Diskurses unbewusst festgefahren?
- Welchen Einfluss haben unsere Bedürfnisse auf die Aufrechterhaltung dieser

Denkstrukturen? Hierbei werden die psychischen Bedürfnisse nach Grawe (2004) betrachtet.

Der **sozialpädagogische Bezug** dieser Arbeit ergibt sich direkt aus der behandelten Problemstellung, da es sich um Frauen handelt, die aufgrund einer Fremdbetreuung nicht in ihrer Familie aufgewachsen sind, oder aber auch in der eigenen Familie durch das sozialpädagogische System mitbetreut wurden.

Hobmair beschreibt die Sozialpädagogik als „[...]diejenige Sozialarbeit, die sich auf die Erziehung junger Menschen außerhalb von Familie, Schule und Berufsausbildung bezieht“ (Hobmair, 2014, S.341). Die Entstehung der Sozialpädagogik geht laut Kleine-Katthöfer (2001) bis in das 19. Jahrhundert zurück. Durch das Zeitalter der Industrialisierung änderte sich das familiäre Leben gravierend.

„Die Vorstellung von der glücklichen, heilen Welt der Kleinfamilie mit der Mutter im Mittelpunkt der Familie, sich um Kinder und Haushalt sorgend, trifft für die überwiegende Zahl der Familien im 19. Jh. - insbesondere für Arbeiterfamilien – nicht zu“ (Kleine-Katthöfer, 2001, S. 15f).

Die Gesellschaft spaltete sich in dieser Zeit durch wirtschaftliche Veränderungen in eine Arbeiterschicht, die zunehmend der Verelendung ausgesetzt war, und in das wohlhabende Bürgertum. Es entstanden vermehrt soziale Probleme, die es nötig machten für die Fürsorge von Kindern einzutreten und Lösungen für eine kindgerechte Erziehung zu finden. Beginnend mit Vertretern der Kirche, der Sozialdemokraten als auch wohlhabenden Industriellen wurde in dieser Zeit zunehmend auf die Missstände aufmerksam gemacht. Es entstand der Beginn „[...]einer geregelten staatlichen Sozialpolitik zur Behebung sozialer Notlagen“ (ebd., S. 19). Nach 1900 wurde ein Wohlfahrtssystem aufgebaut, dass unter anderem die Grundlage für die heutige Kinder- und Jugendpflege bildet (ebd.).

Der Begriff der Bezugsbetreuung spielt hierbei eine bedeutende Rolle in der Vermittlung des Mutterbildes bei fremdbetreuten Jugendlichen. Schroll (2007) sieht die Bezugsbetreuung als ein organisatorisches und pädagogisches Konzept,

„[...] dass die größtmögliche individuelle Betreuung und Versorgung von hilfebedürftigen Menschen im Kontext einer Hilfestruktur durch die Bündelung von Zuständigkeit und Verantwortung sowie durch die Schaffung einer individuellen, professionellen und tragfähigen Beziehung ermöglicht“ (Schroll, 2007, S.18).

Für die persönliche Sicht der KlientInnen bedeutet dies,

„[...] dass ein Betreuer für den Zeitraum, in dem sich ein Klient (sic) in der Einrichtung befindet, die Verantwortung für diesen übernimmt und er (sic) ihm (sic) als Ansprechpartner zur Verfügung steht“ (ebd., S.17).

Somit können diese einen „individuellen und persönlichen Bezug zu einer Vertrauensperson“ (ebd.) aufbauen. Laut Walter (2003) kann die Bezugsbetreuung

„[...] somit zu einer Beziehungs- und Bindungsfigur werden, dem das Kind vertrauen kann. Das Erlernen von Bindungsfähigkeit und von sozialen Regeln ist oft ein wesentlicher Bestandteil dieser Betreuungsform“ (Walter, 2003, S.114).

Der Fokus dieser Arbeit richtet sich auf Frauen, da diese tendenziell eine mütterliche Identität ausbilden sollen, die Erwartungen der Gesellschaft somit in sich aufnehmen und in weiterer Folge an ihre Kinder weitergeben. Teil der Betrachtung dieses Themas sind die Zuschreibungen von bestimmten Eigenschaften, die den Müttern zugeschrieben werden und auch diesen abverlangt werden um in der Gesellschaft als gut zu gelten. Somit haben diese einen indirekten Bezug für die Befriedigung der psychischen Bedürfnisse und deren Gesundheit.

Im Zuge der Recherche nach wissenschaftlichen Arbeiten zur sozial konstruierten Rolle der "guten Mutter" und die damit zusammenhängenden Ängste junger Frauen, konnten im deutschsprachigen Raum keine solchen ausfindig gemacht werden, die sich vorwiegend den Ängsten zu Mutterschaft von jungen Frauen widmen. Im bisherigen sozialpädagogischen Forschungsinteresse standen vorwiegend durch Misshandlungen erworbene Bindungsstörungen (Schroll 2007) im Vordergrund. In diesem Zusammenhang wurde die sozialpädagogische Unterstützung, die zu neuen Handlungskompetenzen (Stimmer 2006) auf Seiten der Jugendlichen führen soll, stets thematisiert. Zatonski (2009) widmet sich erstmalig der Sichtweise der Jugendlichen und deren Blick auf die Notwendigkeit der Bezugsbetreuung im Allgemeinen. Woller (2020) untersuchte die Stereotype von Mutterschaft, die auch in dieser Arbeit eine Rolle spielen werden. Sie betrachtete allerdings Mütter, die schon Kinder bekommen haben.

Die **bildungswissenschaftliche Relevanz** dieser Arbeit ergibt sich daraus, dass die Sozialpädagogik einerseits als eine Disziplin der Pädagogik gilt (Hobmair, 2014), andererseits wird in dieser Arbeit unter anderem der „[...] Frage nach der Art und Weise der Einwirkung der Erzieherin/des Erziehers auf die zu Erziehenden...“ (ebd., S.15) nachgegangen. Die Art der Einwirkung auf die zu Erziehenden ist Teil der wissenschaftlichen Betrachtung über die Erziehungspraxis und diese Einwirkung dient letztlich dazu, uns in eine Gesellschaft einzugliedern und unser Bedürfnis nach Anerkennung und sozialer Akzeptanz zu ermöglichen. Oder auch nach Burgess und Locke „Man is not born human“ (Burgess/Locke, 1945, S. 213)

Die Bedeutung von im sozialpädagogischen Feld arbeitenden Personen soll durch diese Arbeit hervorgehoben werden. Aber auch deren Verantwortung dahingehend, sozial konstruierte Rollenbilder nicht weiterzugeben, ohne diese selbst zu hinterfragen.

Das **Forschungsinteresse** dieser Arbeit liegt darin, dass den Ursprüngen dieser Angst Mutter zu werden nachgegangen werden soll. Durch den Vergleich von Frauen mit Gewalterfahrung und mit Frauen, die keine Gewalterfahrungen erlebt haben soll einerseits aufgezeigt werden, dass selbst wenn Frauen in einem bürgerlich geprägten Elternhaus aufgewachsen sind und es keine Gewalterfahrungen durch die Eltern gegeben hat, dies nicht ausschließt, dass sich in Folge hohe Erwartungen an die eigene Ausführung einer Mutterschaft entwickeln können.

Ausserdem soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass Frauen, die in einem sozialpädagogischen Kontext wie etwa einer Wohngemeinschaft aufwachsen, Ängste bezüglich der eigenen Mutterschaft haben. Ein Grund hierfür könnte sein, dass sie nach Erreichen der Volljährigkeit keinen Zugang zu den vorher erworbenen Bezugssystemen, sprich den BetreuerInnen mehr haben. Da die Beziehung der BetreuerInnen zu den zu Betreuenden, einen beruflichen Charakter hat und keine Nachbetreuung mit einschliesst. In bürgerlichen Familien besteht meistens auch nach dem Erreichen des Erwachsenenalters eine Verbindung zum Elternhaus und somit eine niederschwellige Möglichkeit Hilfe zu bekommen. In weiterer Folge ist dies bei Frauen, die keine Verbindung mit ihrem Elternhaus haben mit Unsicherheit verbunden, wenn es um die Lösung von Problemen geht. Denn sie glauben, dass sie diesen aufgrund ihrer Vergangenheit eventuell nicht gewachsen sind.

Durch diesen Vergleich von fremdbetreuten Jugendlichen mit Jugendlichen, die im Elternhaus aufgewachsen sind, soll bewusst gemacht werden, dass bestimmte Denkstrukturen und auch Ängste durch lange zurück liegende gesellschaftliche Strukturen geprägt sind und nicht nur mit den eigenen familiären Umständen zu tun haben müssen. Damit ist gemeint, dass die Art und Weise wie eine Mutter oder aber auch ein Vater sich verhalten soll, eine Zuschreibung von Verhaltensweisen ist, die letztlich dazu dienen, um bestimmte Geschlechterordnungen in der Gesellschaft zu rechtfertigen. (Tolasch, 2016) Aber auch, dass psychischen Grundbedürfnisse unser Verhalten steuern. (Grawe, 2004)

Der **Aufbau der Arbeit** gliedert sich in einen theoretischen und einen methodischen Teil. Der dritte Teil widmet sich der Diskussion und Zusammenfassung der Ergebnisse. Wie schon eingangs erwähnt wurde, ist das Mutterbild einerseits ein gesellschaftlich geprägtes Bild, andererseits auch identitätsgebend für junge Frauen. Um in einer Gesellschaft akzeptiert und anerkannt zu werden, werden von den Geschlechtern, neben körperlichen Idealen, auch bestimmte Verhaltensausrägungen, die als männlich oder weiblich gelesen werden verlangt. Durch die Einhaltung dieser Leitbilder entsteht einerseits der Eindruck ein gutes Mitglied der Gesellschaft zu sein, da man sich an die 'normalen' Anforderungen hält, aber auch Sicherheit für das Individuum selbst, da es sich keinem Konflikt stellen muss, wenn es in seinem/ihrem Tun anders ist als andere Mitglieder der Gesellschaft. (de Sotelo, 2016; Toppe, 2016; Krüger-Kirn, 2016)

Aus diesem Grund werden im theoretischen Teil dieser Arbeit jene Aspekte beleuchtet, die dazu geführt haben, dass ein spezielles Mutterbild überhaupt entstehen konnte.

Im ersten Kapitel des theoretischen Teils wird die Basis gelegt, auf der diese Arbeit beruht. Mit Hilfe der Theorie der Wissenssoziologie von Berger und Luckmann (2020) als auch der Konsistenztheorie von Grawe (2004) wird erklärt wie es überhaupt dazu kommt, dass wir ein bestimmtes Wissen erwerben und wie sich dieses in unserer Gesellschaft, in Form von Handlungen als auch Zuschreibungen von Verhaltensweisen und Einstellungen verfestigt.

Dieser Konstruktion und aber auch der ständigen Reproduktion dieser Annahmen können grundlegende menschliche Bedürfnisse zugeordnet werden. Die Erfüllung dieser ist für uns Menschen wesentlich, um ein erfülltes, aber auch psychisch gesundes Leben zu leben und uns zugehörig zu der Gesellschaft zu fühlen, in der wir leben.

Mit Hilfe der Erkenntnisse der Geschlechtersoziologie wird im zweiten Kapitel erklärt, dass es sich um ein Mutterbild handelt, dass erst durch eine bestimmte Vorstellung darüber entstanden ist und diese Vorstellung sozial konstruiert ist. Es werden die Entstehung der Kleinfamilie und der Mutterschaft und damit in Zusammenhang stehende Erwartungen näher ausgeführt. Hierbei wird auch auf verschiedene kulturelle Formen der Vorstellung des Mutter-Seins eingegangen. Abschließend wird in diesem Kapitel auf den Umgang mit Widersprüchen von Frauen eingegangen, die sich zur Mutterschaft entscheiden, um einem gesellschaftlichen Bild zu entsprechen.

Außerdem wird in diesem Kapitel die Trennung der Elternschaft in Mutter und Vater aufgezeigt und damit verbunden die jeweiligen Erwartungen, die an die Rolle des Mutter- oder Vater-Seins, gestellt werden. Durch die Aufdeckung und Bewusstmachung von diesen Verhaltensvorschriften kann somit der zukünftigen Elternrolle ein gewisses Maß an Normalität gegeben werden, wenn man diesen geschaffenen Denkstrukturen nicht entsprechen sollte oder nicht möchte.

Wobei dem Begriff der Normalität in diesem Zusammenhang keine Bewertung zugeschrieben werden soll. Sondern es soll damit nur ausgesagt werden, dass für das betreffende Individuum selbst, in diesem Zusammenhang ein Nicht-Normal-Sein im Raum steht, wenn die gesellschaftlich konstruierten Erwartungen nicht erfüllt werden und somit nicht mit dem eigenen Selbstbild übereinstimmen. Da diese in ihrem Denken nicht den allgemeinen Vorstellungen darüber entsprechen und sich selbst als anders wahrnehmen. Welches letztlich als Folge der gesellschaftlichen Konstruktion von Moral und Normalität entsteht.

Der **methodische Teil** beginnt mit Kapitel drei, und bildet den zweiten Teil dieser Arbeit. Mit Hilfe des problemzentrierten Interviews nach Witzel werden drei Interviews mit Betroffenen geführt. Es handelt sich um drei Frauen, wovon eine davon in einer Wohngemeinschaft aufgewachsen ist, eine in einer bürgerlichen Familie, in der die Eltern verheiratet sind und es keinerlei körperliche als auch physische Gewalterfahrungen gab als auch eine dritte Frau, deren Eltern sich scheiden ließen. Laut Witzel (1982) wird durch die Art des problemzentrierten Interviews versucht eine „...möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel, 2000, S. 1) zu erreichen. Somit eignet sich diese Vorgehensweise, um die individuelle Bedeutung von mütterlichen Handlungsweisen und Vorstellungen im Einzelfall darzustellen. Abschließend wird für die

Auswertung der transkribierten Interviews die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring angewendet.

Zusätzlich wurde ein Fragebogen an Studierende eines Kollegs für Sozialpädagogik ausgegeben, um zu ermitteln, ob es schon während der Ausbildung zur diplomierten Sozialpädagogin oder zum diplomierten Sozialpädagogen Geschlechterstereotype gibt als auch Zuschreibungen von Eigenschaften.

Kapitel vier widmet sich den herausgearbeiteten Kategorien der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring.

Die Zusammenfassung und Bearbeitung der Leitfragen in Kapitel fünf bildet den Schlussteil dieser Arbeit. Das Fazit in Kapitel sechs fasst die wichtigsten Erkenntnisse kurz zusammen und stellt einen Ausblick auf weitere Maßnahmen im sozialpädagogischen Bereich.

I Theoretischer Teil

Wie Eingangs schon erwähnt, wird in dieser Arbeit dem Phänomen des Mutter-Seins nachgegangen. Das dann in weiterer Folge dazu führen kann, dass junge Frauen Angst davor bekommen, überhaupt Mutter zu werden. Die damit zusammenhängenden Zuschreibungen und deren Entstehung sollen hier rekonstruiert werden.

1. Wissenssoziologische und psychologische Grundlagen

In diesem Kapitel werden zwei Theorien vorgestellt, die die Ängste von Frauen erklären können und auch warum bestimmte Verhaltensausprägungen als auch Denkmuster über das Mutter-Sein sich entwickelt haben und auch weiter bestehen. Es wird zunächst auf das Buch von Berger und Luckmann eingegangen, die aus soziologischer Sicht die Entstehung von verschiedenen Denkmustern erklären. Im nachfolgenden Unterkapitel wird auf die Konsistenztheorie von Grawe eingegangen. Diese stellt einerseits das Bemühen von uns Menschen nach Konsistenzregulation vor und damit im Zusammenhang stehen die psychischen Grundbedürfnisse von uns Menschen.

1.1. Wissenssoziologische Grundlagen

Berger und Luckmann, Schüler von Schütz an der New Yorker New School of Social Research, verstehen sich als Wissenssoziologen. Die Wissenssoziologie ist laut Schützeichel

„...diejenige soziologische Disziplin, die sich mit dem wechselseitigen Verhältnis von 'Sozialem' und 'Wissen' befasst. Sie untersucht also den Bedingungskontext zwischen den sozialen Formen, in denen Wissen gebildet oder kommuniziert wird, und den entsprechenden Wissensformen. Gemeinsam ist allen wissenssoziologischen Ansätzen, dass sie von dem cartesianischen Bild des einsamen Erkenntnis- oder Wissenssubjekts Abstand nehmen und diesen Akteur von vornherein als ein soziales Wesen auffassen“ (Schützeichel, 2012, S. 17).

Die Wissenssoziologie ist ein Teilgebiet der Soziologie. Sie behaupten, dass Wirklichkeit gesellschaftlich konstruiert wird und "die Wissenssoziologie hat die Aufgabe, die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit zu analysieren" (Berger/Luckmann, 2018, S. 3).

Die Analyse ist deshalb für sie interessant und wichtig, weil dadurch erst ersichtlich wird, weshalb das Wissen einer Gesellschaft zu deren Wirklichkeit werden kann. Diese Auffassung von Wissenssoziologie, die von ihnen aufgestellt wird, unterscheidet sich somit von der ursprünglichen Ansicht, dass es genügt zu erklären, dass es einen Zusammenhang von diesen beiden Begrifflichkeiten gibt. Das heißt die „Wissenssoziologie muß (sic) sich mit allem beschäftigen, was in der Gesellschaft als 'Wissen' gilt“ (Berger/Luckmann, 2018, S. 16). Nämlich nicht nur mit theoretischen Fragen, sondern wie sie meinen mit dem „Allerweltswissen“ (ebd.). Die menschliche Gesellschaft lebt genau nach diesen damit verbundenen Bedeutungs- und Sinnstrukturen, welche wiederum als objektive Tatsachen verstanden werden. (ebd.)

Diese Sicht der Dinge ist für diese Arbeit deshalb wesentlich, weil die Vorstellung vom Mutter-Sein auf einem Wissen beruht, dass wie Berger und Luckmann meinen „...als gesichert und gesellschaftlich bewährt erlebt werden“ (ebd.) kann. Die Mutter, die nach bestimmten Vorstellungen handeln soll und auch bestimmte Eigenschaften haben soll. Dieses 'soll' wird laut Berger und Luckmann konstruiert und somit zu „objektiver Faktizität“ (ebd.). Die Erklärung warum wir Menschen nach dieser Konstruktion leben und darin auch Sinnhaftigkeit sehen, soll im Folgenden erklärt werden.

Berger und Luckmann gehen davon aus, dass es einerseits individuelle Wirklichkeiten gibt, die auf der jeweiligen individuellen Interpretation des Einzelnen basieren. Andererseits jedoch existiert nur eine Wirklichkeit, die eine Vorrangstellung besitzt und als die „oberste Wirklichkeit“ (ebd.) für alle Menschen gilt. Diese wird als ein Ordnungssystem betrachtet, nachdem auch gehandelt werden soll. Wir werden in dieses System hinein geboren und die Sprache, die wir erlernen, macht uns mit dieser Ordnung von Beginn unseres Leben an vertraut. Es bildet quasi die Basis von unserem gemeinsamen gesellschaftlichen Leben und Denken. Damit ein gemeinsames Denken und Handeln stattfinden kann, benötigt es dafür bestimmte Typisierungen, nach denen die Handlungen von anderen Menschen beurteilt werden. Wir fühlen uns dadurch als ein Teil der Gesellschaft, in der wir leben. (ebd.)

Eine solche Typisierung ist auch das Denken über Mütter und damit im Zusammenhang, wie sie für ihre Kinder sorgen sollen. VertreterInnen der Geschlechtersoziologie zeigen

hier ebenfalls auf, dass daraus ein bestimmtes Verhalten resultiert, dass sozial konstruiert ist und durch uns, die Gesellschaftsmitglieder, immer wieder weitergegeben wird. Dadurch entstehen Vorstellungen, die auch unter anderem den Fortbestand von sozialer Ungerechtigkeit erhalten. (Tolasch/Küppers/Grenz/Buschmeyer; 2025) Näheres dazu im nächsten Kapitel, dass sich ganz der Entwicklung des in unserer Gesellschaft vorherrschendem Mutterbild widmet.

Berger und Luckmann nennen diesen Prozess „das Gesetz der Gewöhnung“ (Berger/Luckmann, 2018, S. 56). Durch diese Weitergabe von Wissen wird der Einzelne von der „Bürde der Entscheidung“ (ebd.) befreit. Denn man muss somit nicht jede Situation neu definieren und hinterfragen. Diese sogenannten „Habituationsprozesse“ (ebd.) führen dazu, dass bestimmte Handlungen oder auch Denkweisen als „Allgemeingut“ (ebd.) gelten und tradiert werden. Wichtig zu bemerken ist hierbei, dass der nachfolgenden Generation schon vorab erklärt wird, warum bestimmte Werte weitergegeben werden. Das heißt, dass durch die Erklärung, dass das Wissen über bestimmte in der Gesellschaft vorhandenen Dinge, Handlungen etc. als gegeben und normal angesehen wird, wird uns schon von Beginn unserer Geburt an abgenommen, Dinge zu erforschen und zu hinterfragen. Beispiele dafür sind zum Beispiel Sätze wie: 'Das ist halt so' während der Sozialisation. Normalität in unserem Handeln und Denken wird von manchen Menschen als gesichertes Wissen weitergegeben. Wie auch die Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften, die dann den Geschlechtern zugeordnet werden. (Tolasch/Küppers/Grenz/Buschmeyer; 2025)

Wir übernehmen letztlich ein vorgefertigtes System, dass uns zu einem Mitglied dieser Gesellschaft macht. (Berger/Luckmann, 2018)

Wie Berger und Luckmann meinen:

„Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt“ (ebd., S. 65).

Genau dieses Produkt werden wir Menschen durch den Prozess der Sozialisation. Wir internalisieren laut Berger und Luckmann durch diesen Prozess die geltenden Ansichten und Verhaltenszuschreibungen. Durch diese Akzeptanz werden wir zu Mitgliedern der Gesellschaft. Hierbei unterscheidet man in eine primäre als auch eine sekundäre Sozialisation. In diesen Prozessen internalisieren wir uns die objektiv geltende Wirklichkeit

durch einen „...ständigen dialektischen Prozess“ (Berger/Luckmann, 2018, S. 139). Dieser Prozess besteht aus den Komponenten „Externalisierung, Objektivation und Internalisierung“ (ebd., S. 139). Das Individuum an sich gibt sein/ihr Sein an die Gesellschaft ab und internalisiert sich die schon vorhandene objektive Wirklichkeit. Der Prozess der Internalisierung macht den Menschen erst zu einem Teil der Gesellschaft. Das Übernehmen der schon vorhandenen Welt ist somit ein essenzieller Vorgang, um als ein gesellschaftlicher Teil von dieser anerkannt zu werden.

Voraussetzung für die Internalisierung ist aber zunächst die Identifizierung mit „signifikanten Anderen“. Diesen Begriff haben Berger und Luckmann von Mead (2013) übernommen. Das heißt die primären Bezugspersonen haben einen großen Einfluss auf die Übernahme von objektiver Wirklichkeit. Auch wenn die Übernahme nicht notwendigerweise mit großer Freude stattfindet, da das Kind in dieser Zeit keine Wahl hat, da es von seinen Bezugspersonen abhängig ist und diesen auch meistens das höchste Vertrauen schenkt. Erst im späteren Verlauf des Lebens eines Kindes können Zweifel aufkommen, ob das Wissen, dass übernommen worden ist, auch wirklich 'normal' ist. Hier sei wieder darauf hingewiesen, dass der Begriff der Normalität keiner Wertung entspricht, sondern das Bewusstwerden, dass etwas anders ist, als man selbst erfahren hat.

Der Inhalt der primären Sozialisation wird durch gesellschaftlich anerkannte Anforderungen geprägt. Wie zum Beispiel welche altersadäquaten entwicklungspsychologischen Schritte erreicht werden sollen. Hierzu gehören z. B. die moralische Entwicklung, die geistigen Möglichkeiten, Gefühlszuschreibungen oder auch bestimmte Zeiträume, die als Kindheit angesehen werden. Hierbei kommt es zu kulturellen Unterschieden. Dennoch ist in jedem kulturellen Lebensraum ein Wissen darüber vorhanden. Dieses Wissen wird über Generationen hinweg angewandt und umgelegt.

In der sekundären Sozialisation werden die rollenspezifischen Verhaltensweisen erlernt und übernommen. Hierzu gehören auch die damit zusammenhängenden Wertvorstellungen, die als eine Voraussetzung dafür erlernt werden. Dies geschieht, wie auch in der primären Sozialisation mit dem Werkzeug der Sprache. Sprache verhilft uns Menschen, Wissen weiterzugeben als auch dieses zu interpretieren. Ebenso werden mit Sprache Typisierungen erstellt als auch widerrufen. Sprache verschafft Wissen zu einem objektiven Tatbestand. In dieser Phase bekommen die Peergroups eine große Bedeutung, und es kann sogar dazu führen, dass die elterlichen Werte aus der primären Sozialisation als nicht gültig angesehen werden.

Durch diese Sozialisationsprozesse und mit Hilfe von Sprache wird uns schon von Beginn unseres Lebens eine bestimmte Ordnung der Gesellschaft mitgegeben. Wir erlernen die Grenzen unseres Daseins und beginnen uns in diesen zu orientieren und uns dementsprechend zu verhalten. In diesem Zusammenhang sprechen Berger und Luckmann von Institutionen. Diese entstehen durch die Habitualisierung von bestimmten Verhaltensweisen und Handlungen, die immer wieder durchgeführt werden und letztlich von vielen übernommen, typisiert, werden, weil sie für viele Menschen die gleiche Bedeutung bekommen. (Berger/Luckmann, 2018)

Laut Abel haben Berger und Luckmann mit ihrem Buch über die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit „...die soziologische Diskussion im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts enorm beeinflusst“ (Abel, 2010, S. 87). Ihre Theorie, „...dass die gesellschaftliche Wirklichkeit eine Konstruktion ist, an der jedes Individuum beteiligt ist“ (Abel, 2010, S. 88) erweckt Hoffnung. Hoffnung in dem Sinne, dass wenn die Sicht der Dinge in der Gesellschaft auch von der Gesellschaft vorbereitet worden werden, man ja selbst auch daran teilhaben kann und somit diese auch wieder verändern kann. Leider wird laut Abel diese Hoffnung nur alsbald erstickt, da uns die Sozialisation und auch unser habitualisiertes Handeln, aber letztlich auch unsere bequeme Art des Denkens, daran hindern. (ebd.)

1.2. Konsistenztheorie und Bedürfnisse nach Grawe

Grawe, deutscher psychologischer Psychotherapeut beschäftigte sich in seinem Leben vorwiegend mit dem Feld der Psychotherapieforschung. Hierbei entwickelte er unter anderem die Konsistenztheorie. Dabei geht er davon aus, dass im psychischen System von uns Menschen mehrere Prozesse gleichzeitig ablaufen, damit wir Wohlbefinden empfinden können oder auch nicht. Mitbeteiligt an diesem System sind unsere vier Grundbedürfnisse. Grawe stützt sich hierbei auf die folgenden Grundbedürfnisse, die von Epstein 1990 aufgestellt wurden. Diese lauten wie folgt: Kontrolle, Bindung, Unlustvermeidung/ Lustgewinn und Erhöhung des Selbstwerts als auch Schutz des Selbstwerts. Seiner Meinung nach führt die Nichterfüllung oder auch nur die Möglichkeit im Denken, dass diese nicht erfüllt werden könnten, zu einem Vermeidungsverhalten bei uns Menschen. Konsistenz und darunter versteht Grawe "die Übereinstimmung bzw. Vereinbarkeit der gleichzeitig ablaufenden neuronalen/psychischen Prozess" (Grawe, 2004, S. 186) erzeugt bei uns Menschen Wohlbefinden und auch in weiterer Folge die

Stabilität von psychischer Gesundheit. Das Gegenteil davon wäre Inkonsistenz und dieser Zustand wird von Menschen, wenn möglich, vermieden, kann jedoch kurzfristig ausgehalten werden um langfristig wieder Konsistenz zu ermöglichen. Um Konsistenz zu erreichen müssen unsere Grundbedürfnisse befriedigt werden. Hier sind neben den oben genannten auch die von Maslow (2008) in seiner Bedürfnis Pyramide aufgestellten Bedürfnisse wichtig. In dieser Arbeit soll jedoch der Fokus auf die psychischen Grundbedürfnisse gelegt werden. Die Erfüllung von unseren Bedürfnissen kann und wird durch unser Handeln beeinflusst. Somit wird dieses von uns dahingehend gesteuert, dass durch unsere Handlung eine Bedürfnisbefriedigung erfolgt. Dies kann dann auch dazu führen, dass von uns Situationen als bedrohlich bewertet werden, die es vielleicht gar nicht sind. Durch diese Bewertung wird allerdings unser Nervensystem dahingehend beeinflusst, dass dieses auf Dauer bestimmte neuronale Strukturen entwickelt, weil diese für die Erlangung von Konsistenz nötig sind. (Grawe, 2004)

Im Folgenden werden die von Grawe verwendeten Bedürfnisse erklärt. Wichtig zu erwähnen ist, dass für ihn alle Bedürfnisse den gleichen Stellenwert haben und er diesen keine Wertigkeit gibt.

- Kontrolle:

Durch dieses Bedürfnis versucht der Mensch sein Selbst aufrecht zu erhalten. Es ist das Bedürfnis, dass wir eine Kompetenz besitzen, z.B. Geld, um ein Ziel zu erreichen. Wenn wir Kontrolle verspüren haben wir auch Motivation um etwas zu verändern. (Grawe, 2004)

- Bindung:

Es besteht ein angeborenes Bedürfnis nach Nähe zu einer Bindungsperson. Auf Grund von neurobiologischen Untersuchungen ist überprüft, dass dieses Bedürfnis sehr tief in uns verankert ist. Bei Nichterfüllung führt es zu einem Anstieg der Stresshormone, dieser Vorgang wird von Panksepp (1998) als PANIK-Schaltkreis bezeichnet. (ebd.)

- Unlustvermeidung/Lustgewinn:

Menschen trachten danach, dass sie positive Gefühle verspüren. Somit lernt man, dass bestimmte Verhaltensweisen eine angenehme oder auch eine unangenehme Reaktion nach sich ziehen. Dahingehend wird dann das Verhaltensmuster ausgebildet. Hierbei spielen auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe eine Rolle, dass unter Umständen ein Verhalten ausgelöst wird, dass grundsätzlich nicht als angenehm empfunden wurde. Ein

Beispiel wäre hier z.B. Nikotin. Als RaucherIn gehört man zu einer bestimmten Gruppe und erlebt somit das positives Gefühl der Zugehörigkeit. Auch wenn der Genuss der ersten Zigarette vielleicht nicht schmeckt. (ebd.)

- Selbstwerterhöhung/Schutz des Selbstwerts:

Dieses Bedürfnis hat laut Grawe einen Einzigartigkeitsanspruch, da es nur bei uns Menschen besteht. Um ein Bild von sich selbst zu bekommen, benötigt es die Reflexionsbereitschaft von sich selbst. Diese wurde bis jetzt nur bei uns Menschen festgestellt. Auch benötigen wir dazu die Interaktion mit anderen Menschen. (ebd.)

Um Bedürfnisbefriedigung zu erreichen benötigt es bestimmte "motivationale Schemata" (Grawe, 2004, S. 188). Darunter versteht Grawe verschiedene Mittel wie etwa Abwehrmechanismen, Formen der Emotionsregulation oder auch bestimmte Grundüberzeugungen. Diese sind nötig um einerseits die Bedürfnisse zu befriedigen und andererseits die nötige Konsistenz zu erhalten, um psychisches Wohlbefinden zu erreichen. (Grawe, 2004)

1.3. Zusammenfassung

Berger und Luckmann haben aufgezeigt, welches Wissen „...das Verhalten in der Alltagswelt reguliert“ (Berger/Luckmann, 2018, S.21). Dieses Wissen erlernen wir durch die primäre und sekundäre Sozialisation. In diesen Prozessen erleben wir ein unbewusstes Übernehmen von vorhandenem Wissen. Einerseits durch unsere ersten wichtigen Bezugspersonen als auch im späteren Leben durch andere Gruppenmitglieder. Die Übernahme von Wissen erfolgt immer auf Grund einer aktiven Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Wissen. Das Individuum steht in ständiger Beziehung zur Gesellschaft und integriert Wissen. Es kann aber auch neues Wissen erschaffen, wenn das vorhandene Wissen nicht als objektiver Tatbestand anerkannt wird. Um eine psychische Entlastung zu gewährleisten, werden jedoch oft die habitualisierten Handlungsweisen und Zuschreibungen beibehalten und an die nächste Generation als objektives Wissen weitergegeben.

Dies ist als Basis für die Forschungsfrage interessant und wichtig, weil noch bevor Kinder die Erfahrung mit ihrer eigenen Mutter machen, schon vor deren Geburt festgelegt ist, ob das Verhalten ihrer Mutter, als ein gutes oder schlechtes interpretiert wird. Somit ist nicht die Tatsache alleine, dass ein Lernen am Modell, nämlich ein Aufwachsen mit einer

Mutter, die nicht dem Kindeswohl entsprechend agiert, für die Angst von jungen Frauen, selbst eine gute Mutter sein zu können, verantwortlich. Sondern auch die vorher schon in unserer Gesellschaft festgelegten Verhaltensweisen von Müttern. Auf die Entstehung dieser Thematik wird im nächsten Kapitel eingegangen.

In Zusammenhang damit spielen allerdings die psychischen Grundbedürfnisse von uns Menschen eine Rolle. Nämlich, dass wir danach trachten psychisches Wohlbefinden zu erreichen und uns einerseits einer Gruppe zugehörig fühlen möchten, anerkannt zu werden und somit auch ein gutes Selbstbild von uns zu bekommen. Als auch andererseits sich fähig fühlen die Vorgaben erfüllen zu können.

Es soll hier noch ein Mal betont werden, dass der Fokus dieser Arbeit auf den Konstruktionen vom Mutter-Sein und nicht auf den entwicklungspsychologischen Folgen eines solchen Verhaltens der Mutter liegt.

2. Mutterschaft

In diesem Kapitel wird der Entstehung des Mutterbildes nachgegangen und ein theoretischer Überblick über verschiedene Standpunkte gegeben. Es wird ein Bogen gespannt der sich über die historische Entstehung der Kleinfamilie und mit dem damit zusammenhängenden Rollenverhalten beschäftigt. Die Mutterliebe, die als Inbegriff des Verhaltens einer Mutter gefordert wird, und das damit zusammenhängende Mutter-Sein ist an keine biologische Grundvoraussetzung der Frau geknüpft. Es soll in diesem Kapitel verdeutlicht werden, dass das Mutter-Sein bei Frauen nicht biologisch verankert ist, und an einen bestimmten Geschlechtsbegriff gebunden ist, sondern durch soziale Zuschreibung von ihnen erwartet wird.

Die Mutter wird als die Hauptverantwortliche für das Glück und das Wohlergehen des Kindes gesehen. Das Frauenbild war immer schon durch die Möglichkeit einer Mutterschaft geprägt und hat auch durch die biologische Möglichkeit ein bestimmtes Mutterbild erzeugt. Mit diesem Bild wird ein bestimmter Mutterinstinkt verbunden, der 1971 im Larousse du Xxe siecle, einem Lexikon, folgendermaßen beschrieben wird:

„Eine ursprüngliche Tendenz, die bei jeder normalen Frau den Wunsch nach Mutterschaft erzeugt und, wenn dieser Wunsch befriedigt ist, die Frau veranlaßt, dafür zu sorgen, daß die Kinder körperlich und seelisch behütet sind“ (Badinter, 1991, S. 330).

Psychoanalytisch wurde die Beziehung zwischen Mutter und Tochter schon immer als eine prägende gesehen, wenn es darum ging, Erklärungen für Problematiken wie zum Beispiel Selbstwertprobleme, Beziehungsproblematiken, verschiedenste Persönlichkeitsstörungen oder Depressionen zu finden. Im besonderen Maße gilt dies für die objektbeziehungstheoretischen und selbstpsychologischen Arbeiten. (Mertens; Rohde-Dachser, 1996)

Die Vorstellung wie sich eine gute Mutter verhalten soll und zu sein hat, ist heute im 21. Jahrhundert noch immer allgegenwärtig. Man geht davon aus, dass das Mutterleitbild von Normalitätsvorstellungen, die in der jeweiligen Gesellschaft gelten geprägt sind und vorherrschend sind. Die eigenen Vorstellungen darüber variieren je nach sozialer Gruppe.

Die Mutter von heute führt somit einen Spagat zwischen finanzieller Unabhängigkeit vom Mann und der Präsenz zu Hause bei den Kindern, nach dem Konzept der "verantworteten Mutterschaft" (Diabaté, 2018, S.2013). (Diabaté, 2018) Die Unsicherheit über das sogenannte richtige Mutter-Sein oder auch Eltern-Sein ist gewachsen und wird durch die regelmäßige Herausgabe von Erziehungsratgebern unterstützt. Durch diese wird auch ersichtlich, dass die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse und die dadurch geprägte Sichtweise auf das Kind die Anforderungen an das Mutter-Sein verändern. Im 21. Jahrhundert steht mittlerweile die Entwicklung von Selbstverantwortung im Mittelpunkt, in der das Kind als PartnerIn gesehen wird, mit dem Grenzen ausgehandelt werden sollen. Spaß soll im Mittelpunkt stehen und Toleranz als auch das Mitwirken von allen Familienmitgliedern. Trotzdem ist weiterhin die Mutter die Hauptverantwortliche für das erzieherische Tun. Mutter-Sein wird mit Stress und Entbehrung in Zusammenhang gebracht und auf Grund der Wahlmöglichkeit von Frauen eine Schwangerschaft einzugehen auch als ein Selbstverschulden von diesem gesehen, wenn sie mit der ihnen zugedachten Rolle nicht zurechtkommen. (Heidinger, 2010; Hungerland, 2018) Trotzdem zeigt die Allensbach Studie von 2020 in Deutschland, dass ein Kind zu haben und somit Eltern zu sein, als eine Grundvoraussetzung für ein glückliches Leben von 62% der Westdeutschen und 64% der Ostdeutschen angesehen wird. Auch wenn die befragten Eltern die Herausforderungen, wie etwa Kriege, Krisen oder auch die neuen Medien, während der Erziehung ihrer Kinder als anstrengender als früher bezeichnen (IFD-Allensbach, 2020). Für Österreich konnte solch eine Studie leider nicht gefunden werden. Die Shell Jugendstudie von 2024 zeigt, dass sich im Vergleich zu der Studie im Jahr 2019, die Meinung der Jugendlichen zu der Erwerbsarbeit unter Eltern verändert hat. 2019 haben noch unter den befragten Jugendlichen 65% der Frauen maximal halbtags arbeiten wollen, wenn sie ein zweijähriges Kind hätten und 68% der Männer wünschten sich auch genau dieses Verhalten von ihrer Partnerin. Mittlerweile ist der Wunsch bei den Männern da, sich mehr an der Erziehung zu beteiligen und nicht mehr einer Vollzeitstelle nachgehen zu müssen. Auch Frauen wünschen sich eine gleichwertige Aufteilung der Erwerbstätigkeit. Dennoch wird von knapp 49% der Befragten, Frauen und Männern, die traditionelle Aufteilung, nämlich der Mann als Hauptverdiener, favorisiert. Die Meinung, dass der Mann sich der Karriere widmen soll und die Frau der Erziehung der Kinder, ist auch noch in diesem Zeitalter vorherrschend. Die Autoren der Shell Studie schreiben dies der Weitergabe von Verhaltensmustern zu. (Shell, 2019 und 2024)

Schon Winicotts Begriff der „good enough mother“ (1953) macht deutlich, dass es nicht eine Übermutter braucht, sondern eine Mutter, die gut genug für ihr Kind ist, damit dieses sich auch entwickeln kann. Denn eine Überbehütung ist, ebenso wie eine Vernachlässigung durch Nichtbeachtung, nicht entwicklungsfördernd für das Kind. (Wedge, 2016)

Die Weitergabe dieses mütterlichen Tuns, oder auch, wie Chodorow (1994) es nennt, „muttern“ (Chodorow, 1994, S.10), wird von Generation zu Generation weitergegeben und somit auch durch das Erleben von muttern immer wieder erlernt. (Chodorow, 1994)

Auch für Mead (1992) ist die Mutterschaft erlernt und nicht auf Grund der Biologie eine logische Schlussfolgerung. Durch die biologische Möglichkeit wird eine kulturelle Praxis geschaffen, die für viele geschlechtliche Ungleichheiten verantwortlich ist und auch bestimmte Vorannahmen über das Mutter-Sein mit sich bringt. (Mead, 1992)

Die Aussage „Wir werden zu Müttern gemacht“ (Woertmann, 1996, S. 88; zit. n. De Beauvoir „das andere Geschlecht“) spiegelt den Schwerpunkt der 2. Frauenbewegung der 70er Jahre wieder. Diese widmete sich dem Thema der Mutterschaft und insbesondere den Frustrationen, die damit einher gingen. Es erschienen verschiedene Bücher zu diesem Thema, die die Ambivalenz dieser Rolle, nämlich Mutter-Sein und gleichzeitig Frau-Sein, in Bezug setzten. Hier kann man den Zusammenhang zwischen unserem Handeln und der nicht erfüllten Bedürfnisbefriedigung erkennen. Unlust und Frustration sind letztlich die Ergebnisse von bestimmten Verhaltensvorschriften, die durch die Übergabe von einer Generation zur Anderen entstehen, um einem bestimmten Bild zu entsprechen und somit Sicherheit oder auch Bindungen in einer Gesellschaft zu erhalten. Hervorzuheben sind hier die Werke von Rich (1978) und Badinter (1981). Selbst Mütter, schrieben sie über Ihre Erfahrungen mit der Mutterschaft und klärten über den Mythos der immer liebenden und zufriedenen Mutter sowie über den angeblich angeborenen Mutterinstinkt auf. Badinter baut ihr Buch auf einen bestimmten Zeitabschnitt auf und orientiert sich an den Ansichten von Simone de Beauvoirs und der Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau. Rich unterlegt ihre eigenen Erfahrungen mit Belegen aus den verschiedenen historischen Epochen. Außerdem liegt ihr Schwerpunkt in der harmonischen und dyadischen Sichtweise von Mutter und Kind.

Schon in den 70er Jahren gab es verschiedenste empirische Studien, die sich dem Thema

der Mutterschaft widmeten und aufzeigten, dass Mütter überbelastet waren. Es galt aufzudecken, dass die biologisch begründete Tatsache des Gebären-Könnens, das Erlernen eines Rollenverhaltens, das für bestimmte Arbeitsverhältnisse verantwortlich war, nicht rechtfertigte. Jungen wurde somit die Ernährerrolle schon als Kind anezogen und Mädchen wurden auf ihre Rolle als versorgende und liebevolle Ehefrau vorbereitet.

Es fand beginnend mit den 60er Jahren eine Beschäftigung mit der Mutterschaft statt, die in den 80er Jahren zu einer Kritik derselben als Institution führte. Erst in den 90er Jahren setzte sich die Meinung durch, dass durch einen speziellen soziohistorischen Kontext Mütter gemacht wurden. (Woertmann, 1996)

2.1. Entstehung der Mutterrolle

Laut Tolasch (2016) ist Mutterschaft eine soziale Kategorie. Oder auch laut Berger und Luckmann eine Konstruktion, die als Wissen immer weiter gegeben wird. Diese gibt einen bestimmten Rahmen vor, in dem erwartete Denkweisen, Handlungen und auch Emotionen vorkommen dürfen oder auch müssen. Diese sind angepasst an den vorherrschenden sozio-kulturellen Kontext. Dies erklärt die unterschiedlichen Ansichten in Bezug auf z.B. Kinder müssen eine bestimmte Zeit mit den Eltern verbringen, Erziehungsstile und ob die Vereinbarkeit von Familie und Arbeit möglich ist. Ausserdem wird Mutterschaft als "sozial besondere vergeschlechtlichte Sorgebeziehungs-konstruktion" (Tolasch, 2016, S. 44) verstanden. (Tolasch, 2016)

Erst durch die Entstehung der Kleinfamilie hat sich dieses Verständnis von Mutterschaft entwickelt. Es wird hier ein kurzer Überblick über die Entwicklung der Familie im heutigen Sinne gegeben.

Der Begriff Familie, wie wir ihn verwenden, um eine Vater-Mutter-Kind Verbindung darzustellen, wurde erst im deutschsprachigen Europa des 18. Jahrhundert zu einem gebräuchlichen Wort. Davor war die verbreitetste Lebensform eine, die auch nicht verwandte Personen im Haushalt mit einschloss. Hierzu zählten alle, die als Arbeitskraft benötigt wurden, um das Überleben aller Beteiligten zu garantieren. Schon damals bestand eine Trennung in weibliche und männliche Arbeitsgebiete. Die Bäuerin war somit nicht nur auf den Haushalt beschränkt, sondern hatte auch Aufgaben wie zum Beispiel die Stallpflege, Gartenarbeit und Lebensmittelherstellung. Sie war in den Produktionsbetrieb

mit eingebunden. Kinder hatten in dieser damaligen Familie keinen besonderen Stellenwert, sondern einen den Betrieb erhaltenden Wert. Sie wurden als Arbeitskräfte behandelt, die auch, wenn in Überzahl vorhanden, für andere Höfe Dienste verrichten konnten, um Geld zu erwirtschaften. (Metz-Becker, 2016; Lenz/Böhnisch, 1997)

Die Entstehung der „modernen Familie“ (Lenz/Böhnisch, 1997, S. 16) begann im 18. Jahrhundert durch die Entwicklung des Bürgertums. Dieses musste sich die Anerkennung innerhalb der Gesellschaft erarbeiten und konnte sich nicht auf entstandene Rechte durch die Geburt verlassen. Hierin wurzelt deren individualisierte Lebensweise, die sich auch in der Art der Familienführung zeigte. Familie war der Ort, wo man sich von der Arbeitswelt zurückzog und sie wurde „...zur Insel der friedlichen Häuslichkeit stilisiert, abgeschottet von den als bedrohlich empfundenen Mächten des Draußen“ (Rerrich, 1988, S. 36).

Durch diese Bedeutungszuschreibung entstand einerseits die Arbeitswelt und andererseits der Lebensraum 'zu Hause'. Mit dieser Trennung wurde der Frau der Raum im Haus zugeordnet. Ihre Aufgabe war es für den Mann, der der anstrengenden Außenwelt täglich entgegentrat, einen erholsamen Rückzugsort zu schaffen und für ihn da zu sein. Außerdem war sie für die Erziehung der Kinder zuständig, damit diese sich zu tugendhaften Menschen entwickelten. Laut Beck-Gernsheim (1988a) wird die Aufgabe der Frau somit „...auf das leise und immer bereite Dasein für die Familie“ (Beck-Gernsheim 1988a) reduziert. Diese Arbeitsaufteilung wurde später damit fixiert, da durch diese geschlechtlich bestimmte Charaktereigenschaften manifestiert wurden. Es entstanden die sogenannten Geschlechtscharaktere, die Zuschreibung von Eigenschaften auf Grund des biologischen Geschlechtes. Somit entstand die Meinung, dass Frauen von Natur aus emotionaler als Männer sind (Lenz/Böhnisch, 1997). Pretzschner verwies in diesem Zusammenhang darauf, dass „...sich der Funktionsbereich der Frau auf die drei großen K: Kirche, Küche, Kinder“ (Pretzschner, 1997, S. 72) reduzierte. Damit wurde im 18. Jahrhundert der Grundstein für die patriarchale Ordnung geschaffen, da durch die Zuschreibung von Eigenschaften auch Normen und Werte in der Gesellschaft auf bestimmte biologische Geschlechter fixiert wurden. (Hausen, 1976)

War die Mutterrolle in der vorbürgerlichen Familie noch auf die Tätigkeit der Amme reduziert, wurde ihre Aufgabe in der bürgerlichen Familie aufgewertet. Sie wurde zur

Erzieherin und bekam die Verantwortung über das Wohlergehen der Kinder zugeschrieben. Dem Vater wurde die Rolle des Ernährers übertragen. Die verantwortungsvolle Rolle der Mutter wurde jedoch in keinsten Weise mit der des Mannes gleichgestellt, wie etwa außerhalb des Hauses oder in politischen Belangen. Sie war trotzdem dem Manne untergestellt und gewann oder verlor ihren Status mit ihm.

Im 19. Jahrhundert entstanden aus diesen ihr übertragenen Tätigkeiten die sogenannten Mutterpflichten. Diese wurden von Männern, Ärzten oder Pädagogen erstellt und die Mütter mussten sich daranhalten. Dazu zählten unter anderem der „richtige Umgang mit dem kindlichen Körper“ (Schütze, 2000, S. 94) und die Pflege und das Aussuchen von verschiedenen Betreuungsformen, wenn sie diese nicht selbst verrichten konnten. Dies geschah meistens dann, wenn sich die Mütter nicht den Mutterpflichten widmen wollten und sich lieber standesgemäßen Verpflichtungen hingaben. Die bürgerliche Frau durfte keiner Erwerbsarbeit nachgehen und widmete sich sodann den gesellschaftlichen Aufgaben von damals. Das unterschied sie von den Proletariern, die arbeiten mussten. Dennoch ging sie, wie Berichte aus dieser Zeit belegen, nicht gänzlich in ihrem Mutter-Sein auf. (ebd., 2000)

Das Erziehungsleitbild bei weiblichen Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland, war bis in die 60er Jahre durch die Vorstellung der von Natur aus angelegten Mütterlichkeit in der Frau geprägt. Mutterliebe oder Mütterlichkeit wurden durch die Erziehung weitervermittelt und galten als normal und selbstverständlich. (Drerup, 1997) Heidinger (2010) weist im Zusammenhang mit dem Begriff 'Mütterlichkeit' darauf hin, dass dieser Begriff eine menschliche Haltung bezeichnet und nicht nur in Zusammenhang mit der Erziehung von Kindern gesehen werden darf. Jeder Mensch benötigt während des Lebens Zuspruch, ob alt oder jung. Sie meint:

„Was die seelische und geistige Existenzsicherung angeht, ist jeder Mensch in jeder Phase auf die mütterliche Haltung seiner Mitmenschen angewiesen. Nach dieser Definition ist Mütterlichkeit ein Aspekt jeder Beziehung bzw. Partnerschaft.“ (Heidinger, 2010, S. 125)

Mütterlichkeit ist somit nicht nur eine „Haltung der leiblichen Mutter“ (Heidinger, 2010, S. 125) und nur dieser zuzuschreiben. Dies wird jedoch nach wie vor vorgenommen und auch die Annahme, dass diese bei Frauen automatisch vorhanden ist und Teil ihres

Wesens ist. (Heidinger, 2010)

Arbeiten und Kinder zu haben war für eine Frau zu dieser Zeit noch immer verpönt. Man begründete dies mit der Gefahr einer Vernachlässigung der Kinder. Die immer währende Forderung nach einer intensiven Mutter-Kind-Bindung und damit einhergehend eine tiefe Befriedigung von Mutter und Kind, führten dazu, dass erwerbstätige Frauen ein schlechtes Gewissen entwickelten. Erst beginnend mit den 90er Jahren wurde es für die Mütter möglich ihre Rolle als Mutter mit einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit zu vereinen. Die Bedeutung des Vaters für die Sozialisationsprozesse des Kindes wurden hervorgehoben und somit die Pflichten der Mutterrolle ein wenig erleichtert. Damit einhergehend war auch eine veränderte Ratgeberliteratur zu bemerken, die für ein Mehr im Loslassen der Kinder plädierte und somit den Müttern die Schuldgefühle nahm. (Schütze, 2000)

Das Mutterleitbild begann sich in den 90er Jahren zu verändern. Durch die Möglichkeit der außerhäuslichen Beschäftigung entstand das Leitbild der "Top Mom" (Malich/Weise, 2022, S. 44). Diese entscheidet sich freiwillig Beruf und Mutterschaft zu vereinen und erhält somit endlich die Anerkennung unabhängig von der Stellung ihres Mannes. Symbolisch wird die Frau somit wertvoll für den wirtschaftlichen Beitrag eines Landes gemacht. Dennoch muss sie auch hier bestimmten Normen entsprechen, um diesem Leitbild zu entsprechen. Hierzu gehören weiße Hautfarbe, entsprechende Körpermaße, jung, gut aussehend, fit und wohlhabend. Dies wird auch durch populäre Frauenbilder in Zeitschriften öffentlich gemacht. Da sich aber an den grundsätzlichen Bedingungen, z.B. Hausarbeit, Kinderbetreuung etc. nicht viel ändert, bleibt dieser Weg den meisten Frauen versperrt. (Malich/Weise, 2022)

Im folgenden soll nun näher auf den Begriff der Mutterliebe eingegangen werden.

2.2. Konzept der Mutterliebe

Die mütterliche Haltung gegenüber ihrem Kind wird als etwas Natürliches und Gegebenes dargestellt. Es wird angenommen, dass Mütter ihre Kinder lieben müssen und dementsprechend fürsorglich sind. Diese Einstellung stützt sich auf die Annahme, dass die leibliche Mutter

"...per Geburt stärker mit ihrem Kind verbunden ist, größere Fürsorglichkeit

besitzt als der Vater und intuitiv daher auch besser weiß, was es braucht. Diese natürliche Verbindung zwischen Mutter und Kind sei unauflöslich und exklusiv (gegenüber dem Vater). Daher besteht aus normativer Sicht die Erwartung, dass sich Mütter in besonderer Art und Weise für ihr Kind aufopfern sollen und ihre Bedürfnisse (stärker als der Vater) denen des Kindeswohls unterordnen müssen." (Diabaté, 2018, S. 209)

Neueste Forschungen belegen allerdings, dass auch Väter, wenn diese mit Beginn der Schwangerschaft der Frau, in diese einbezogen werden und Kontakt zum Embryo halten können, ebenso eine hormonelle Veränderung vollziehen. Die Untersuchungen befinden sich jedoch noch am Anfang, werden aber vom Europäischen Forschungsrat gefördert. (Bakermans-Kranenburg, 2019)

Laut Diabaté orientiert sich das Mutterleitbild in Deutschland am obigen Konzept der Mutterliebe, da aus diesem die normative Erwartung entspringt, dass sich Mütter mehr in die Erziehung einbringen als der Vater. Ein Mutterleitbild ist "ein Bündel aus verschiedenen Normalitätsvorstellungen zur Lebensführung von Müttern" (ebd., S. 210), das in der jeweiligen Gesellschaft als normal angesehen wird. Die Leitbildforschung geht davon aus, dass aus diesem Grund erklärbar wird, warum Individuen sich in deren Auslegung von Mutterschaft an diesem Bild orientieren. (Diabaté, 2018)

Man spricht auch von einem instinkthaften Verhalten, der jeder Frau zu eigen ist. Badinter (1981) spricht auch davon, dass es uns nicht möglich ist anzunehmen, dass „...die Mutterliebe nicht etwas Unumstößliches...“ (Badinter, 1981, S. 12) ist. Ihre Erklärung hierfür ist, dass wir dann selbst auch annehmen müssten, dass unsere Mutter uns nicht immer ganz und gar geliebt hat. Diese Vorstellung von der eigenen Mutter nicht geliebt geworden zu sein, ist laut Badinter nur schwer aushaltbar und veranlasst somit zu dieser Denkweise.

Die Annahme, dass die Mutterliebe lediglich ein Gefühl ist, das vorhanden oder nicht vorhanden sein kann, wird von uns folglich abgelehnt. Nicht zuletzt auch deshalb, weil durch diese Zuschreibung von bestimmten Verhaltensweisen, die Stellung der Frau durch ihr Mutter-Sein gesellschaftlich konstruiert wurde und wird. Dies hat weitere Konsequenzen. Nicht zuletzt wird von ihnen ein bestimmtes mütterliches Verhalten erwartet und als normal bezeichnet und andererseits wird ihnen somit eine bestimmte Stellung in der Gesellschaft durch das Mutter-Sein und ein bestimmtes Rollenverhalten zugewiesen. Dieses muss den gängigen Werten der jeweiligen Gesellschaft entsprechen

und wird somit von Generation zu Generation weitergegeben. (Badinter, 1981; Hays, 1998)

Historisch gesehen hat sich der Wert und der Begriff Mutterliebe durch die Entwicklung der Kleinfamilie und der Veränderung des Stellenwertes von Kindern entwickelt. Interessant zu erwähnen ist, dass sich das „Leitkonzept Mütterlichkeit“ (Drerup, 1997, S. 82) trotz wissenschaftlicher Gegenargumente bis in unsere Zeit sehr widerstandsfähig hält und weiterhin als Argumentationspotenzial dient, wenn es um die Stellung der Frau geht. Weiterhin wird angenommen, dass es sich um eine von Natur aus gegebene Eigenschaft der Frau handelt. (Drerup, 1997) Hierbei wird der Zusammenhang von biologischem und kulturellen Geschlecht sichtbar. Unser Handeln wird mit bestimmten Eigenschaften belegt und dem biologischen Geschlecht zugeschrieben. (Tolasch, 2016)

Beginnend mit dem 17. Jahrhundert entsteht eine neue Art der Familie. Weiters wird die Kindheit ab dem 18. Jahrhundert als eine eigenständige Phase des Mensch-Seins anerkannt und somit wird alles, was mit der Erziehung von Kindern zusammenhängt, anders betrachtet und bekommt einen Wert, der neu ist für die damalige Zeit. Damit verbunden werden Mütter zu einem bestimmten Verhalten aufgerufen und es entstehen Vorgaben, wie sich eine gute Mutter zu verhalten habe. Letztlich haben die Ideen von Rousseau dazu geführt, allen voran seine Veröffentlichung des Romans Emile (1762), dass der Begriff der Mutterliebe zu einer Basis eines neuen Familienbegriffs wurde. (Badinter, 1981)

2.3. Der Mythos der guten Mutter

Die Entstehung des Mythos einer guten Mutter entstand schon vor der Aufwertung der Mutterschaft im 18. Jahrhundert. Beginnend mit dem späten Mittelalter und der Neuzeit wurde das Bild der 'Großen Mutter' aufgespalten in eine gute und eine böse Mutter. Der Marienkult einerseits symbolisierte die gute Mutter die selbstlos und aufopfernd alles für ihr Kind bereit ist zu tun. Die Erfüllung des eigenen Lebens wird durch das geborene Kind erreicht.



(Abb.1: [https://www.geistundsendung.de/wir-ueber-uns/ikonen/gottesmutter-von-der-zaertlichkeit.html#gallery\[335\]](https://www.geistundsendung.de/wir-ueber-uns/ikonen/gottesmutter-von-der-zaertlichkeit.html#gallery[335]))

Dem gegenüber steht die Hexe als das Sinnbild für eine böse Mutter, die ihren Kindern schadet und nicht das Beste für diese möchte. Außerdem verkörpert sie eine sinnliche Frau, die ohne mütterliche Attribute auskommt, im Gegensatz zur Muttergottes Maria. Diese Spaltung in böse und gute Mutter wird auch in Märchen dargestellt. Die Stiefmutter, die ihre Stiefkinder quält und sie verbannen möchte, damit sie die alleinige Frau im Leben des Vaters ist. (Schenk, 1996)

Dieses Bild der guten Mutter und die damit einhergehende Aufwertung der Mutterrolle,

wurde erst mit der Zeit für alle sozialen Schichten verbindlich. Es wird im Zuge dessen von einer selbstlosen, sich aufopfernden immer freundlichen Mutter berichtet. Sie verrichtet ihre harten Arbeiten und ist trotzdem stets bemüht für die Kinder da zu sein. Der Ursprung von vielen Gedichten, die zum Muttertag vorgetragen werden, haben in dieser Zeit ihren Ursprung. Die Eigenschaften einer Mutter werden im 19. und frühen 20. Jahrhundert wie folgt zusammengefasst:

- Frauen sind in erster Hinsicht Mütter und dies ist ihr erfüllendes Lebensziel. Eine richtige Frau ist nur eine, die sich Kinder wünscht.
- Mutterliebe ist angeboren und automatisiert sich durch die Geburt ihrer Kinder. Eine Frau, die ihre Kinder nicht liebt, ist krank und keine richtige Mutter.
- Eine Mutter opfert sich für ihre Kinder auf und kann somit keine anderen Ziele in ihrem Leben haben. Wenn eine Mutter noch andere Interessen hat, außer die ihres Mannes, dann ist sie eine schlechte Mutter.
- Mütter sind selbstlos und erwarten sich keine Gegenleistungen von ihren Kindern.
- Mütter sind Problemansprechpartnerinnen.
- Mütter haben Verständnis, Zeit und Geduld.
- Ist für das psychische als auch körperliche Wohl des Kindes verantwortlich.
(Biermann, 2002; Schenk, 1996)

In unserer jetzigen Zeit wird die Mutterschaft nicht mehr als alleiniges Lebensziel von Frauen gesehen. Dennoch sind Frauen mit Schwierigkeiten konfrontiert, wenn sie sich für ein Kind oder gar Kinder entscheiden. Denn im Unterschied zu früheren Zeiten muss die Frau nicht die Rolle einer Mutter einnehmen. Frauen sind heutzutage nicht nur durch ihre Mutterrolle definiert. Wenn sie es jedoch sind, dann unter dem ständigen Druck eine gute Mutter zu sein. Nicht zuletzt auch auf Grund der Erkenntnisse der Psychoanalyse aus den 50er Jahren, dass die Bindung der Mutter zu ihrem Kind eine unermessliche Quelle für dessen Persönlichkeitsentwicklung ist. Auch wenn diese Bedeutung mittlerweile durch die Wichtigkeit einer ständigen Bezugsperson abgelöst wurde, das dadurch entstandene schlechte Gewissen der Frau in ihrem Tun bleibt bestehen.

Schenk (1996) macht hierfür die Wahlfreiheit für die Mutterschaft verantwortlich. Die Tatsache, dass Frauen sich bewusst gegen oder für eine Mutterschaft entscheiden

können. Wenn sie sich für die Mutterschaft entscheiden, dann stehen sie unter dem Einfluss der gesellschaftlichen Aufbüdung eine gute Mutter zu sein und alles Erdenkliche für ihr Kind tun zu müssen. Eine Mutter, die immer positiv gestimmt ist und jegliche Opfer auf sich nimmt, da ihre Kinder es wert sind. (Schenk, 1996)

Leira (1996) sieht die Aufdeckung von Mythen als etwas essentielles um psychische Probleme zu verstehen. Sie empfindet es als „aufdeckende Arbeit“ (Leira, 1996, S. 121), da Mythen immer mit einem Tabu belegt sind, damit sie überhaupt wirken können. Mythen sind Bestandteil unseres Lebens und begegnen uns in der Literatur aber auch im täglichen Alltag. Mutterschaft und deren Ausübung ist ein solches mythisches Denken, dass durch seine emotionale Besetzung schwer zu durchbrechen ist. Mütter werden in den meisten Kulturen von der Stellung von kinderlosen Frauen unterschieden. Es besteht eine bestimmte Rollenerwartung an sie und damit verbunden ein bestimmter Status in der Gesellschaft. (ebd.)

2.4. Kulturelle Formen

In diesem Abschnitt wird aufgezeigt, dass auch nicht durch den kulturellen Vergleich, auf eine rein weibliche Natur des Mutter-Seins hingewiesen werden kann und diese damit begründet werden kann.

Neben mythologischen Mutterschaftsmodellen gibt es auch Unterschiede in der kulturellen Betrachtung und Ausübung der Mutterrolle. Einerseits gibt es Ausnahmen in Europa wie der Stamm der Inuit-Indianer, die Katalanen, das ländliche Frankreich oder auch in Norwegen. Andererseits wird die Mutter-Kind-Dyade in Europa und den Vereinigten Staaten als durchgängiges Stereotyp betrachtet. Diese Dyade ist keine natürliche Notwendigkeit, sondern eine Organisationsform, die eine spezielle Art von Kinderbetreuung ermöglicht. Denn der Ausschluss der väterlichen Verantwortung ist auch nicht im Tierreich nötig, wie man mit einem Blick auf Pinguine oder Löwen beweisen kann. Es ist somit die These widerlegt, dass die Mutter-Kind-Dyade die einzige Möglichkeit darstellt, um Kinderbetreuung zu gewährleisten. Eher ist es ein Erbe einer patriarchalischen Gesellschaft. Eine Auswirkung dieser dyadischen Beziehung könnten laut Leira auch die übermäßigen Trennungsängste in der westlichen Kultur sein. (Leira, 1996)

2.5. Double Bind

Die Double-Bind-Theory, die von Bateson (1956) beschrieben wurde, beschäftigt sich mit Kommunikationsparadoxien und soll im Folgenden die Situation von Frauen beschreiben, in der sich diese im Zusammenhang mit einer Mutterschaft befinden. Ein Double-Bind entsteht bei

„existenziellen Abhängigkeits-Verhältnissen zwischen Personen, z. B. Familien, in welchen es notwendig ist, Botschaften richtig zu entschlüsseln. Doppelbindungen sind inkongruente Botschaften, bei welchen sich entweder die verbale und non-verbale Ebene widerspricht (eine traurige Botschaft wird mit fröhlich-freudiger Körpersprache vermittelt oder umgekehrt), oder sich gegenseitig ausschließende Handlungsanweisungen angeordnet werden. Beide Anordnungen werden mit einer Sanktionsdrohung versehen. Dadurch hat der Double-Bind-Verwender die Möglichkeit, den Adressaten für jedes Verhalten zu rügen oder abzustrafen.“ (Kutz, 2016, S. 3)

Was noch erschwerend hinzu kommt, „der Double Bind-Adressat kann die Situation weder verlassen (...) noch darf er diese thematisieren“ (Kutz, 2016, S. 4).

Diese Theorie dient einerseits Heidinger (2010) als auch schon Leira (1996) als Argumentation, um die Situation, in der Frauen in Bezug auf eine Mutterschaft stehen, zu argumentieren.

Leira argumentiert dies damit, dass die Forderung der damaligen Zeit: eine Frau soll eine gute Mutter sein oder aber sie ist eine gute Frau, unbewusst diesen vermittelt, dass eine Frau es nicht recht machen kann. Dies begründet sie folgendermaßen:

1. Zunächst wird der Frau unbewusst vermittelt, dass sie nur als eine verheiratete Frau und Mutter für die Gesellschaft wertvoll ist. Durch die Mutterschaft erhält sie Selbstrespekt und Anerkennung ihres sozialen Umfelds.
2. Außerdem wird ihr durch die vorherrschende Geschlechterdifferenz in der westlichen Kultur ein bestimmtes Verhalten zugeschrieben. Die Unterordnung wird der Frau zugeschrieben, während dem Mann ein dominantes Verhalten abverlangt wird. Die Unterordnung wird durch die Ehe und die darauffolgende gesellschaftlich abverlangte Mutterschaft bekräftigt.

Durch diese Botschaften ist es somit für die Frau nicht möglich eine kompetente Frau und Mutter zu sein, denn der zugeordnete Code der Unterordnung lässt sich nicht mit Kompetenz oder gar Autorität verbinden. Um somit als Frau in der Gesellschaft den eigenen Selbstwert zu finden, muss von den Frauen selbst erkannt werden, dass diese Regeln auf Grund des Patriarchats entstanden sind, damit dieses System aufrecht erhalten werden kann. (ebd.)

Heidinger argumentiert ähnlich. Frauen werden durch den Wunsch der Gesellschaft, Kinder auf die Welt zu bringen, in eine Zwangslage gebracht. Einerseits sollen sie dafür sorgen, dass die Bevölkerung wächst und damit in Zusammenhang verschiedenste soziale Leistungen gesichert sind. Auf der anderen Seite hat die Mutterschaft für sie persönlich viele negative Einbußen. Die Vorstellungen, die mit dem Mutter-Sein in Verbindung gebracht werden, überfordern diese. Auch die Möglichkeit sich gegen eine Mutterschaft zu entscheiden, bringt keine Erleichterung für sie. Denn dann werden sie als egoistische und selbstsüchtige Menschen kritisiert. (Heidinger, 2010)

Leider sind es auch Frauen, die diese Grundregeln wieder weitergeben, im Rahmen der töchterlichen Erziehung. Verschiedenste Verhaltensweisen werden von diesen abverlangt und aber auch ebenso kritisiert. Hierzu zählen die Weitergabe bestehender Normen und Verhaltensweisen wie Passivität, Hilfsbereitschaft, Gehorsam sowie die Tendenz zu harter Arbeit. (Mens-Verhulst van, 1996)

Dennoch bestand in dieser Zeit der Fokus in der Erziehung von Mädchen auf Emotionalität, Empathie, Selbstaufopferung und Fürsorglichkeit.

2.6. Geschlechtsstereotypes Verhalten

Im folgenden wird auf die Auslegung des Begriffs Geschlecht und der gleichzeitigen Zuschreibung von Verhaltensweisen eingegangen. Dies dient dazu, aufzuzeigen, dass ein bestimmtes Verhalten, wie etwa das einer Mutter, schon vorher als gut oder schlecht definiert ist und mit bestimmten Erwartungen an ein bestimmtes Geschlecht verbunden ist. Darauf einzugehen, ist im Zusammenhang mit der Forschungsfrage deswegen wichtig, weil die Vorstellungen über das Mutter-Sein von diesen Zuschreibungen abhängig sind.

Stephan (2000) thematisiert die Amerikanisierung des Begriffs Geschlecht dahingehend, dass damit auf einen Unterschied hingewiesen wird, der im deutschen Sprachgebrauch bis dahin nicht beachtet wurde. Erst seit den 1990er Jahren hat sich der Begriff gender auch in Deutschland „...als eine feste Kategorie eingebürgert“ (Stephan, 2000, S. 58). Die sprachliche Unterscheidung im angloamerikanischen Raum zwischen sex und gender bedeutet, dass es sich hierbei um ein biologisches (sex) und ein sozial konstruiertes Geschlecht (gender) handelt und ist in den USA schon seit den 70er Jahren Teil des wissenschaftlichen Diskurses. (Stephan, 2000)

Mit Sätzen wie „Oh es ist ein Mädchen“ werden Menschen schon vor aber spätestens gleich nach deren Geburt einem bestimmten Geschlecht zugeordnet. Hierbei spielt laut Landweer (2000) nicht nur das biologische Geschlecht eine Rolle, sondern es findet auch „...eine fundamentale soziale Unterscheidung in allen historischen und gegenwärtigen Gesellschaften in höchst unterschiedlichen Formen und Funktionen...“ (Landweer, 2000, S. 233f) statt. Das heißt, es werden gleichzeitig mit der Zuordnung zu einem Geschlecht auch „...soziale Rollenzuweisungen und ungleiche Zugangsmöglichkeiten zu gesellschaftlichen Ressourcen legitimiert...“ (ebd., S. 234). Dieser Punkt ist im Zusammenhang mit dieser Arbeit wichtig, da

„...auch bestimmte Eigenschaften Männern und Frauen als geschlechtsspezifisch zugeschrieben“ werden. "Damit wird Geschlecht zum normativen Modell, dem Personen gemäß ihrer physischen Ausstattung psychisch und sozial entsprechen sollen" (ebd., S. 234).

Der Begriff 'Geschlechtscharakter' wird im 18. Jahrhundert eingeführt. Dieser beschreibt alle Normen, die dem Geschlecht Mann/Frau auf Grund der physiologischen Gegebenheit des Körpers zugeschrieben werden können und stellt diese als etwas natürliches, dem Geschlecht entsprechendem dar. Mit diesem Charakter wird der Frau die Rolle der Mutter zugeschrieben als auch die Emotionalität und der Bereich des Inneren. Dies hat bis heute die Auswirkung, dass Männern der Bereich der Öffentlichkeit und Frauen der Bereich der Familie zugeteilt wird. Diese Vergeschlechtlichung von Arbeit wurde und wird durch den natürlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen begründet. (Hausen, 1976)

Diese Begründung wurde schon 1975 von Rubin hinterfragt, die auf Grund der Arbeiten von Levi-Strauss die Auffassung entwickelte, dass das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit

auf der vorgenommenen Arbeitsteilung basiert. Diese Teilung basiert auf dem "sameness taboo" (deutsch "Gleichheitstabu"), d. h. die Verpflichtung, dass Frauen und Männer unterschiedlich sein müssen. Rubin jedoch widerspricht diesem Ansatz mit der Begründung, dass Arbeitsteilung erst die Differenz zwischen den Geschlechtern erschafft und mit der Zeit als natürlich wahrgenommen wird:

„The division of labor can (...) be seen as a 'taboo': a taboo against the sameness of men and women, a taboo dividing the sexes into two mutually exclusive categories, a taboo which exacerbates biological differences between the sexes and thereby creates gender. (...) The idea that men and women are more different from one another than either is from anything else must come from somewhere other than nature" (Rubin, 1975, S 178-180, zit. nach Wetterer 2010, S. 128).

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird in dieser Arbeit im Zusammenhang mit der Rollenübernahme der Mutter von der Frau in Zusammenhang gebracht und darauf bezogen. Auch bei dieser Rolle werden dieser bestimmte, angeblich von Natur aus gegebenen, Eigenschaften zugeschrieben. Es soll durch den nächsten Abschnitt verdeutlicht werden, dass dies gesellschaftspolitische Gründe hat, warum so argumentiert wird.

Der Begriff Doing-Gender von Wetterer knüpft an eine ethnomethodologische Sichtweise an. Arbeit an sich hat in diesem Zusammenhang eine große Bedeutung für die Zuordnung zu einem Geschlecht. Das hängt damit zusammen, dass bestimmte Eigenschaften als weiblich und männlich definiert werden und somit einem bestimmten Beruf einer Branche zugeordnet werden. Stereotypes Denken hilft hierbei, um klar in männlich oder weiblich zu trennen. Wichtig dabei ist, dass die Differenz erhalten bleibt und somit das Gleichheitstabu eingehalten wird. Denn durch die Differenz erfolgt auch eine unterschiedliche Positionierung in der Gesellschaft.

Die einfache Einteilung der Arbeit erfolgt in die Bereiche Produktion und Reproduktion. Hierbei werden der Produktion männliche Attribute zugeordnet und der Reproduktion weibliche. Dies wird mit der Vorstellung verbunden, dass Frauenberufe der Hausarbeit ähneln. Somit wird davon ausgegangen, dass Frauen von Natur aus besser für diese reproduzierenden Aufgaben geeignet sind und diese dann auch am Arbeitsmarkt zugeordnet bekommen. Neben dieser Einteilung ist vor allem das Ansehen der Arbeit

relevant für die Zuordnung zum Geschlecht. Die Zuordnung selbst wird mit den von Natur aus gegebenen Fähigkeiten von Mann und Frau argumentiert. Primär geht es jedoch darum, dass mit bestimmten Tätigkeiten auch Macht einhergeht und diese somit an ein bestimmtes Geschlecht gebunden wird. (Wetterer, 1995; ebd. 2009)

Wetterer meint hierzu:

„Die Durchsetzung der Geschlechtszuordnung eines Berufes, (...), ist ein Prozeß (sic), in dem es um die Durchsetzung ganz manifester Interessen geht und in dem kollektive Organisationsformen und Verfügung über materielle, politische und symbolische Ressourcen entscheidend über Erfolg und Misserfolg bestimmt.“ (Wetterer, 1995, S. 211)

Die Entstehung von Geschlechtsdifferenz wird oft mit der natürlichen Differenz zwischen Mann und Frau argumentiert. Letztlich ist auch diese Natürlichkeit eine langanhaltende Zuschreibung von Eigenschaften, um einerseits die bestehende Ordnung zu rechtfertigen aber auch zu konstruieren. Für das Thema dieser Arbeit des Mutter-Seins bedeutet diese Ordnung, dass auch die Art und Weise wie eine Mutter zu sein hat eine ordnungsgebende soziale Struktur ist.

Auch Goffman (1977) sieht das Argument des natürlichen Unterschiedes von Mann und Frau bei der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ursächlich als Folge und nicht wie allgemein argumentiert als Grund an. Durch institutionelle Mechanismen werden biologische Differenzen immer wieder aufs Neue in den Vordergrund gesetzt. Es kam allerdings erst in den 1990er Jahren zu einem Paradigmenwechsel der dazu führte, dass diese Art der Arbeitsteilung als ein wichtiger Faktor zur sozialen Konstruktion von Geschlecht und der Aufrechterhaltung des zweigeschlechtlichen Systems gesehen wurde. Auch heute noch wird von bestimmten politischen Parteien darauf verwiesen, dass die Mutter, die beste Betreuungsperson für ein Kind wäre oder auch bestimmte Landesförderungen werden unter diesem Deckmantel vergeben. (Wetterer, 2009; ebd., 2010; Hohes Haus Sendetermin am 24.9.23, 8:22-23:14)

Chodorow (1994) widmete sich einem objekttheoretischem Erklärungsansatz, der erklärt warum Frauen immer noch eine bestimmte innerliche Konstante des weiblichen Erlebens und Verhaltens verinnerlicht haben. Sie bezeichnet das typische Verhalten der Frauen als

„muttern“ (Chodorow 1994, S. 10).

Dieses „Muttern“ wird laut Chodorow von Generation zu Generation weitergegeben und explizit der Frau zugeschrieben. Diese Zuschreibung von bestimmten geschlechtlichen Verhalten spielt in unserer Kultur eine große Rolle und hat zur Folge, dass sich Frauen und Männer durch ihr unterschiedliches Verhalten voneinander abgrenzen und sich als anders empfinden. Auf Grund der vorherrschenden Präsenz der Frau bedeutet das für den Jungen in seiner Entwicklung, dass dieser sich von seiner Mutter lösen muss, um männlich zu sein. Das männliche Verhalten entsteht einerseits durch die Nachahmung vom Vater und andererseits durch das konträre Verhalten zur Mutter, da männlich gleichgesetzt wird mit „nicht weiblich“ (Schreurs, 1996, S. 18).

Mädchen wiederum entwickeln ihre kulturell geprägte weibliche Identität durch das Vorbild der Mutter. Sie fühlen sich zur Mutter und deren Ähnlichkeit hingezogen und es entsteht somit eine Verbundenheit. Sie entwickeln ihre Identität durch die Beziehung zu anderen. Somit erklärt Chodorow, dass das Verhalten des „Mutterns“ von Mädchen übernommen wird und auch eine Rolle bei der Berufswahl spielt, die sich dann in den Aufgabenbereichen der versorgenden Tätigkeiten oder in beziehungspflegerischen Tätigkeiten widerspiegelt (ebd., 1993).

Schreurs (1996) kritisiert diesen Erklärungsansatz, dass es so zu einer starren Weitergabe von weiblichen Verhaltensweisen kommt und es zu keinerlei Veränderung im sogenannten weiblichen Verhalten kommen kann. Dies würde bedeuten, dass wenn die Möglichkeit des Erfahrens von muttern nicht gegeben ist, diese Art des Verhaltens auch nicht selbstständig erlernt werden kann. Diese Behauptung ist für diese Arbeit ein wichtiger Faktor, da bei zwei Interviewpartnerinnen genau diese Angst geäußert wird.

Das Interesse an der Begrifflichkeit Geschlecht als Untersuchungsgegenstand in der sozialwissenschaftlichen Forschung wurde durch die zweite feministische Welle, beginnend in den 70er Jahren, stark thematisiert. Der Geschlechtsbegriff wird laut Landweer öfter „...auf Frauen als auf Männer bezogen“ (Landweer, 2000, S. 234). Das weibliche Geschlecht wird meistens hervorgehoben und als etwas Besonderes thematisiert. Wobei das Besondere sich letztlich daran orientiert, weil es sich vom männlichen unterscheidet. Landweer kritisiert hier, dass der Mann als Maßstab hervorgehoben wird, mit dem alles was nicht männlich ist, verglichen wird. Hierbei kommt es auch immer wieder zu einer „Unterscheidung von 'harten' und 'weichen' Methoden“

(Landweer, 2000, S. 234). Schon Simone de Beauvoir widmet sich in ihrem Werk "das andere Geschlecht" (1949) den von der Gesellschaft auferlegten Pflicht der Fürsorge und Vorbestimmtheit von bestimmten Verhaltensweisen der Frau. Für Tolasch (2016) bleiben diese Vorstellungen über ein richtiges Verhalten als Mutter bestehen, da sich Frauen immer wieder an diese Vorstellungen oder auch Stereotype anpassen und diese dann an die nächste Generation weiter geben. (de Beauvoir, 2018; Tolasch/ Seehaus, 2016)

Durch die sozialkonstruktivistische Forschung, unter anderem durch die Studie von Berger und Luckmann „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1966), wurde die bis dahin nicht wirksam hinterfragte Zweigeschlechtlichkeit als „...sozial konstruiert und historisch kontingent – und untrennbar mit Hierarchisierungen verbunden...“ (Conrad, 2020, S. 16) angesehen. Diese Annahme vertritt den Standpunkt, dass „...gesellschaftliche Strukturen, die zugleich als äußere, objektive Wirklichkeit empfunden würden...“ (ebd., S. 16) auch für die vorherrschende Geschlechterdifferenzierung verantwortlich waren und sind. Diese Konstruktionsprozesse werden jedoch unbewusst weitergegeben. Berger und Luckmann wollten mit ihrer Studie diese Prozesse aufdecken und ins Bewusstsein rücken. (Conrad, 2020; Landweer, 2000)

Auch diese Arbeit leistet einen Beitrag zu Erhöhung der Sichtbarkeit, dass bestimmte Vorstellungen über menschliches Handeln und damit in Zusammenhang die Eigenschaften, die bestimmten Rollen, wie etwa der Mutter-Rolle zugewiesen sind, konstruiert sind. Die Einhaltung dieser Vorstellungen oder auch Stereotypen aber wieder dazu beiträgt, dass unsere psychischen Bedürfnisse erfüllt werden.

Es gibt eine Vielfalt von Geschlechtsbegriffen, im folgenden soll jedoch nicht auf diese eingegangen werden, sondern primär auf die soziale Geschlechtsentwicklung. Es wird aufgezeigt, dass das Geschlecht durch soziale und historische Verhältnisse geformt und anerzogen wird. Anerzogen in diesem Sinne, dass bestimmte Vorstellungen von Verhaltensausrägungen als moralisch normal erachtet werden und somit auch an die folgenden Generationen weitergegeben werden.

Wie schon Simone de Beauvoir formulierte

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir, 1951, S. 265).

Entsprechend der biologischen Ausprägung des Geschlechtes, nämlich der äußeren Genitalien, und damit in Zusammenhang stehend die Vorstellungen vom z. B. 'Mädchen sein', wird eine dementsprechende Geschlechtsidentität dem Kind von Geburt an zugewiesen. Diese Geschlechtsidentität wird durch die psychosexuelle Entwicklung, die sich durch die individuelle Lerngeschichte vollzieht, geprägt. Hierbei kommen verschiedenste Prozesse wie z. B. das Lernen oder die Erziehung zum Tragen. Letztlich führt dies dazu, dass wir sozial als Mädchen oder als Junge anerkannt werden. In diesem Abschnitt sollen Theorien und Studien aufgezeigt werden, die diese Erwartungen und Entwicklungen einerseits erfassen und somit auch als Wissen darüber reproduzieren.

Hagemann-White meint hierzu:

„Erwartungshaltungen beeinflussen die Deutung aller Lebensäußerungen eines Kindes und diese Erwartungen sind durch das Geschlecht im Sinne der bekannten Stereotype ausgerichtet.“ (Hagemann-White, 1984, S.50)

Sie sieht jedoch die Person im Einzelnen gefordert, diese Prozesse kritisch zu hinterfragen und sich nicht dem eigenen Schicksal unreflektiert zu ergeben, dass sonst von Generation zu Generation weitergegeben wird. Sozialisation trägt zwar einerseits dazu bei, dass wir unseren Platz in der Gesellschaft finden, soll allerdings nicht dazu dienen, dass bestimmte Verhaltensweisen immer wieder reproduziert werden, und der/die Einzelne diese nicht hinterfragt. Die Forschung ist aus ihrer Sicht auch an diesem Reproduktionswissen beteiligt, weil die Interpretation der Ergebnisse auf Grund der vorangegangenen Sozialisation der ForscherInnen, stattfinden. (Hagemann-White, 2004)

Kasten (1996) führt in diesem Zusammenhang vier psychologische Theorien auf, die eine Auswirkung auf die Entwicklung von Geschlechtsunterschieden haben könnten. Es handelt sich hierbei um die Bekräftigungstheorie, die Imitationstheorie, die Identifikationstheorie und die kognitive Theorie. Mit Hilfe dieser Theorien werden die Weitergabeprozesse beziehungsweise Lernprozesse erklärt, mit denen wir Menschen, am gesellschaftlichen Leben teilnehmen.

Bussey & Bandura (1999) verbinden mit ihrer social cognitive theory of gender development and differentiation (sozial-kognitive Theorie der Geschlechtsentwicklung und Differenzierung) drei Faktoren die sich gegenseitig beeinflussen und somit für die

Geschlechtsentwicklung und Differenzierung verantwortlich sind und beziehen sich nicht nur auf einen Teilaspekt. Hierbei handelt es sich um die kognitiven, biologischen und affektiven Prozesse des Kindes. Der zweite Faktor ist die soziale Umwelt des Kindes und der dritte Faktor sind die Verhaltensmuster, die mit dem Geschlecht assoziiert werden. Die soziale Umwelt des Kindes hat in dieser Triade einen sehr starken Einfluss, welche geschlechtsbezogenen Kognitionen hierbei aktiviert werden. Durch verschiedene Lernprozesse steuern wir welches Verhalten wir verwenden, um letztlich eine positive Reaktion des sozialen Umfelds zu bekommen. Zunächst werden durch das Lernen am Modell Verhaltensweisen, Normen als auch Werte vermittelt, die durch Verstärkung dann internalisiert werden. Das Ausprobieren stellt den zweiten wichtigen Lernprozess dar. Hierbei lernt das Kind durch die Reaktion der Umwelt, ob das gezeigte Verhalten für sein/ihr Geschlecht passend ist. Der letzte Lernschritt ist das angeleitete Lernen. Dabei wird direkt durch das Tun der Bezugsperson ein Verhalten ausgeübt, dass dem Geschlecht zugeordnet werden kann. (Bussey & Bandura, 1999)

Die biologische Entwicklung der Geschlechtsteile und damit verbunden die Geschlechtszuweisung beginnt somit schon weit vor der Geburt, wenn Eltern das biologische Geschlecht ihres Kindes erfahren. Einerseits hat dies Auswirkungen auf die Erwünschtheit des Kindes, wie zum Beispiel in China, wo eine Ein-Kind-Politik betrieben wurde und es laut Tradition wichtig ist einen Jungen als Stammhalter zu bekommen. Auch gibt es dieses Phänomen in westeuropäischen Ländern, wo trotz der Zwei-oder Mehr-Kinder-Familien, ein Junge als Erstgeborener präferiert wird. Mit dem Wissen des zu erwartenden biologischen Geschlechts entsteht eine bestimmte Einstellung dem zukünftigen Kind gegenüber. Die Einrichtungen für Kinderzimmer, sowie die Farbwahl, variieren ebenso wie die Bekleidung, die schon gekauft oder geschenkt wird. Auch die Verhaltensweisen von Neugeborenen und Kleinkindern werden von den Betreuungspersonen anders gedeutet. So wird das Schreien eines weiblichen Kindes eher als Angst interpretiert, während das gleiche Verhalten bei Jungen tendenziell als Aggression gedeutet wird. Auch im späteren Verlauf werden weibliche Kinder als brav, lieb und gutmütig bezeichnet. Jungen dagegen als klug, autonom und aktiv. Ebenso variiert die äußerliche Beschreibung, da Jungen als groß, stark, aktiv und im Gegensatz hierzu Mädchen als hübsch, klein und zierlich beschrieben werden.

Das Verhalten der Eltern ihren Kindern gegenüber kann auch als unterschiedlich, je nach Geschlecht, beobachtet werden. Väter beginnen sich einerseits ab dem zweiten

Lebensjahr ihres Kindes mehr mit den Jungen zu beschäftigen, bei den Müttern wurde solch eine Bevorzugung nicht bemerkt. Außerdem betätigen sich Väter sportlich mit ihren Kindern während Mütter sich mehr dem Spiel mit dafür vorgesehenem Spielzeug (z. B. Gesellschaftsspiele, Puppen, Autos) widmen und mehr Augenmerk auf eine sprachliche Stimulierung legen. Durch diese differenzierte Verhaltensweise der Eltern wird angenommen, dass sich Mädchen und Jungen auch aus diesem Grund im motorischen und sprachlichen Bereich unterschiedlich entwickeln und auch diese Verhaltensweisen an ihre Kinder weitergeben. (Kasten, 1996)

Garfinkel widmete sich schon 1967 in einer Studie diesem Phänomen, dass Geschlechter über Alltagshandlungen konstruiert werden. Candance West und Don H. Zimmermann (1987) entwickelten auf Grund dieser Studie das Konzept des Doing gender. Dieses Konzept verweist darauf, dass die Entstehung des Geschlechts ein Prozess ist, und erst durch Alltagshandlungen festgelegt wird (Wetterer, 2010). West und Zimmermann wurden 1987 gefragt, ob wir uns dem Doing gender auf irgendeine Art und Weise entziehen könnten. Dies verneinten sie damals mit dem Argument, dass die Teilung von uns Menschen in Frauen und Männern für uns als eine „...soziale Praxis eingebrannt sei“ (Gildemeister, 2019, S. 414).

Diese Aussage wird im heutigen Diskurs angezweifelt und auch, dass die vorherrschenden Unterschiede im sozialen Leben auf praktizierende Ungerechtigkeit zurückzuführen sind und nichts mit einer biologischen Begründung zu tun haben. Hirschauer (2001) meint hierzu, dass wenn Doing gender auf das Praktische Tun zurückzuführen ist, man auch etwas nicht tun könnte. Er nannte dies Undoing Gender. (ebd., S. 414)

Dannhauer (1973) hat sich schon in den 70er Jahren mit der Ausprägung von geschlechtstypischen Verhalten im Rahmen einer Studie beschäftigt. Er befragte in seiner Studie Kindergartenkinder aus Jena zu bestimmten typischen Verhaltensweisen von Jungen und Mädchen (Abb. 2).

		Antworten der Jungen		Antworten der Mädchen	
		Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
Dreijährige	braver	50	50	29,3	70,7
	stärker	72,2	27,8	53,3	46,7
	hört nicht	38,9	61,1	53,3	46,7
	hilft fleißiger	52,8	47,2	24	76
	fährt schneller	76,4	23,6	53,3	46,7
Vierjährige	braver	33,3	66,7	16,4	83,6
	stärker	86,7	13,3	78,1	21,9
	hört nicht	58,7	41,3	65,8	34,2
	hilft fleißiger	42,7	57,3	19,2	80,8
	fährt schneller	82,7	17,3	61,6	38,4
Fünfjährige	braver	30,7	69,3	4,2	95,8
	stärker	93,3	6,7	93,1	6,9
	hört nicht	69,3	30,7	79,2	20,8
	hilft fleißiger	30,7	69,3	8,3	91,7

Abb.2 Dannhauer, (1973): Zuordnung geschlechtsspezifischen kindlichen Verhaltens durch Kindergartenkinder

Ebenso wurden sie auch gebeten spezielle Tätigkeiten (z. B. Kochen, Lesen, Aufräumen, Trinken) ihren Müttern oder ihren Vätern zuzuschreiben. Hierbei zeigte sich, dass es schon bei Dreijährigen klare Vorstellungen darüber gab, welche Tätigkeiten von wem ausgeführt werden. Er stellte auch fest, dass diese Zuschreibungen von Tätigkeiten ab dem vierten Lebensalter den Antworten der Sechsjährigen entsprachen. Aufgrund seiner Ergebnisse konnte er feststellen, dass mit zunehmendem Alter der Kinder stereotype Rollenbilder von 'Männlich' und 'Weiblich' verinnerlicht werden. (Dannhauer , 1973)

Eine weitere Studie von Rubin et al. (1974) bestätigte diese Erkenntnisse. Darin wurden Frauen und Männer gebeten, ihr Kind als auch einen ihnen unbekannten Säugling zu beschreiben. Säuglinge lassen sich nicht objektiv einem Geschlecht zuordnen, trotzdem bezeichneten die Eltern ihre Söhne als robust, kräftig, lebhaft und pausbäckig, Die Töchter wurden jedoch mit Eigenschaften wie etwa klein, zierlich, sanft und auch zart beschrieben. In einer weiteren Studie von Condry und Condry (1976) wurden Frauen und Männern Videoaufnahmen gezeigt. In dieser sahen sie offenbar erregte Kinder. Von beiden Geschlechtern wurde diese Erregung als Wut identifiziert, wenn die Forscher meinten,

dass es sich um einen Buben handelte. Bei einem mutmaßlichem Mädchen wurde dieselbe Erregung als Angst zugeschrieben. Auch hier gab es eine geschlechtstypische Zuschreibung von Eigenschaften. Die Psychologin Bischof-Köhler (2002) nennt diese Vorgehensweise "baby-sexing". (Condry, J., Condry 1976, S. 812-819; Rubin, J., Provenzano, F., Luria, Z. 1974, S. 512-519 zit. n. Forster 2005 S. 5)

Die Forschung der folgenden Jahre bestätigt diese Schlussfolgerung. Laut Deaux und LaFrance (1988) sowie Eckes (1997) werden weiterhin Eigenschaften wie Wärme, Expressivität als auch Femininität und Gemeinschaftsorientierung mit Frauen in Verbindung gebracht, während Merkmale wie Maskulinität, Selbstbehauptung als auch aufgabenbezogene Kompetenzen Männern zugeschrieben werden. Laut Williams und Best (1990) sind diese Merkmale kulturell sehr stabil und nicht variabel. Die Messung solcher Merkmale wird durch verschiedene Fragebögen überprüft. Beispiele hierfür sind die "Adjective Check List" (ACL; Williams/Bennett, 1975), der "Sex-Role Stereotype Questionnaire" (Rosenkrantz u.a., 1968), der "Personal Attributes Questionnaire" (PAQ; Spence/Helmreich/Stapp, 1974; deutsche Version: Runge u.a., 1981) und das "Bem Sex Role Inventory" (BSRI; Bem, 1974; deutsche Version: Schneider-Düker/Kohler, 1988). (Eckes, 1997, S. 179)

Die vorgestellte Literatur macht deutlich, wie die sichtbaren äußeren Geschlechtsteile mit der Erwartung an ein geschlechtsspezifisches Verhalten gekoppelt werden. Dennoch stehen oft Thesen von einer „biologischen Verursachung“ (Gildemeister 2005, S. 197) des Verhaltens im Raum. Dies auch, weil es in verschiedenen Kulturen immer wieder zu den gleichen Verhaltensausprägungen kommt. Bei diesem Prozess helfen die verschiedensten kulturübergreifenden Medien wie etwa TV, Radio oder Videos diese Botschaft von „Männer und Frauen sind verschieden“ (Gildemeister, 2005, S. 202) aufrecht zu erhalten. Gildemeister ortet hier ein regelrechtes Bedürfnis, dass Unterschiede in den Geschlechtern festgemacht werden sollen. Dies dient unter anderem dazu, dass die von der Gesellschaft aufrecht erhaltene Zweigeschlechtlichkeit, eine Werthierarchie enthält, der wir einerseits entsprechen wollen, weil sie etwas Vertrautes für uns darstellt. Andererseits aber auch, um von dieser Gesellschaft aufgenommen und nicht ausgegrenzt zu werden. Hagemann-White ortet hier eine „Doppelbödigkeit“ (Hagemann-White, 1984, S. 103) von Frauen in deren Verhalten. Die laut Hagemann-White dazu dient, soweit es geht ihrem eigenen Bild von sich selbst zu entsprechen und sich danach zu verhalten,

aber auch, wenn nötig, die von der Gesellschaft vorgeprägten Erwartungshaltungen zu erfüllen. (Gildemeister, 2005; Hagemann-White 1984)

2.7. Zusammenfassung

Zusammenfassend für dieses Kapitel wird festgehalten, dass es verschiedene Ansichten gibt, wie eine Mutter zu agieren hat. Diese sind kulturell unterschiedlich und werden durch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse aufrechterhalten. Der kulturelle Unterschied wird jedoch nicht als Beweis angesehen, dass es sich hierbei um eine biologische 'Natürlichkeit' von Frauen handelt, sondern um eine „soziale Konstruktion“ (Gildemeister, 2001). Nicht zuletzt aber auch deshalb, weil durch die immer wieder gleiche Erziehung, dieses Verhalten von Frau zu Frau weitergegeben wird und sich somit der „Prozess der Erhärtung“ (Gildemeister, 2001, S. 75) einstellt. Das heißt es werden Verhaltensweisen als Normalität angesehen und auch als Zielvorstellung für alle gesehen. Hinzu kommt, dass bestimmte Verhaltensweisen an ein bestimmtes Geschlecht gekoppelt sind und als natürlich angesehen werden. Das Geschlecht wird als eine Zuschreibung von Erwartungen, die einerseits mit der Namensgebung beginnen, wenn das Geschlecht des Kindes sichtbar wird, und andererseits auch von der Zimmereinrichtung bis zu Vorstellungen des zukünftigen Berufs des geborenen Menschen reichen, werden von uns Menschen immer noch oft unreflektiert übernommen. Und selbst wenn wir uns bewusst sind, dass eine bestimmte Vorstellung von etwas uns leitet, ist der Wunsch danach groß es auch wieder so zu reproduzieren. Der Grund hierfür liegt in der Normalität des Tuns, um damit von der Gesellschaft als ein Teil akzeptiert zu werden.

Diese Tatsache ist für diese Arbeit von Wichtigkeit, da die Vorstellung einer guten Mutter ebenso von der Gesellschaft konstruiert wird und von Einzelnen von uns erreicht werden möchte. Dies steht im Zusammenhang mit unseren psychischen Bedürfnissen. Die Erfüllung und Ausbalancierung dieser ermöglicht in weiterer Folge ein Leben ohne psychische Einschränkungen. Kann aber auch zu Problemen führen, wenn dies nicht den individuellen Wünschen und/oder Vorstellungen entspricht.

II Zur Methodik der Studie

In diesem Teil der Arbeit wird die Qualitativ-empirische Untersuchung an Hand von drei Interviews dargestellt, als auch der quantitative Fragebogen, mit dem die folgende Forschungsfrage bearbeitet wurde:

Welche Vorstellungen vom Mutter-Sein führen bei Frauen mit Misshandlungserfahrung als auch bei Frauen, die in einem bürgerlichen Haushalt aufgewachsen sind, zu Ängsten und somit in Folge zur Ablehnung eine Mutterschaft eingehen zu wollen?

3. Methodisches Vorgehen

In diesem Kapitel wird der Forschungsansatz und das damit in Zusammenhang stehende Vorgehen erklärt. Weiters werden die Interviewpartnerinnen vorgestellt, die die Grundlage für das methodische Vorgehen bilden.

Außerdem wurde mit Hilfe eines Fragebogens eine Befragung an einem Ausbildungsinstitut für zukünftige SozialpädagogInnen durchgeführt. In Wien gibt es derzeit drei solche berufsbegleitenden Ausbildungsstätten. Der Fragebogen erhebt auf quantitative Art, welche Eigenschaften den jeweiligen Geschlechtern zugeordnet werden aber auch welche Eigenschaften einer Mutter zugeschrieben werden. Ebenso wurde dabei abgefragt, ob die Befragten sich überhaupt vorstellen können, dass sie als BezugsbetreuerInnen einen Einfluss auf das Mutterbild haben können. Der Fragebogen wurde eingesetzt, damit die Fragen, die dieser Arbeit zu Grunde liegen durch aktuelle Daten unterstützt werden können aber auch um einen Einblick zu bekommen, wie Zuschreibungen in dieser Berufsklasse heutzutage existieren. Leider muss angemerkt werden, dass nur die Hälfte an Fragebögen auch wieder retourniert wurden.

3.1. Qualitative Sozialforschung

Der qualitative Forschungsansatz sieht sein Ziel darin, Sinnstrukturen herzustellen und diese aufzuzeigen, die je nach Situation und Subjekt unterschiedlich sind. Es handelt sich somit um eine „entdeckende Forschungslogik“ (Brüsemeister 2008, S. 9). Hierfür benötigt es keine große Stichprobe, sondern es genügen einige wenige Fälle. (ebd.) Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Einzelfallstudie. Der Begriff der Einzelfallstudie

wird sehr oft synonym verwendet mit den verschiedensten Begriffen wie zum Beispiel der Einzelfallanalyse, dem Fallbericht oder der Fallmethode. (Fatke, 1995)

Bei dieser Arbeit wird es sich um eine Einzelfallstudie handeln.

Eine Einzelfallstudie wird von Witzel (1982) auch als ein „Approach“ (Witzel, 1982, S. 78) benannt, da es sich um keine bestimmte Methode sondern um ein Verfahren handelt, dass letztlich „...das gesamte Spektrum der sozialwissenschaftlichen Erhebungsmethoden subsumiert...“ (Witzel, 1982, S. 78).

Welche Erhebungs- und Auswertungsverfahren man anwendet ist letztlich der Fragestellung geschuldet und an diese anzupassen. Somit können einerseits biographische Methoden wie das narrative Interview aber auch Beobachtungen oder Dokumentenanalysen verwendet werden. (Brüsemeister, 2008)

Das besondere an einer Einzelfallstudie ist, dass man durch die Konzentration auf einen Fall sich diesem genauer widmen kann und somit Aufmerksamkeit für das nicht Vertraute wecken kann und dieses auch erklären kann. Das Fremde ist somit nicht auf andere Kulturen beschränkt, sondern bezieht sich auch auf alltägliche Situationen, die in Kommunikationen zwischen Individuen aber auch zwischen Individuen und Organisationen statt finden (ebd., 2008). Diese Fremdheit wird in der Einzelfallstudie nicht mit Hilfe von großen Datenmengen erklärt sondern durch Erklärungen, die sich an der Wirklichkeit und der Wahrnehmung von einer Person orientieren. (Abel, 1975b)

Lamnek (2010) weist jedoch darauf hin, dass die Orientierung an der Wahrnehmung einer Person nicht bedeuten soll, dass es sich hierbei um keine wissenschaftliche Vorgehensweise handelt. Trotz der Nähe zum Individuum hat das wissenschaftliche Vorgehen „...im interpretativen Paradigma das Ziel, in irgendeiner Weise typische, als extrem-, ideal- oder durchschnittstypische Handlungsmuster zu identifizieren“ (Lamnek 2010, S. 284).

Durch das Herausarbeiten von verschiedenen Handlungsmustern, die typisch für die untersuchte Einzelperson sind, wird eine Regelmäßigkeit vermutet, die dann auf die Gesamtheit umgelegt werden kann. Genau diese Herangehensweise unterscheidet es von der alltäglichen Betrachtung von Gemeinsamkeiten. (Lamnek, 2010)

Im Falle dieser Arbeit handelt es sich um drei Fälle. Diese werden im nächsten Unterkapitel näher beschrieben. Als auch einen Fragebogen.

Trotz der subjekt- und situationsspezifischen Vorgehensweise benötigt es dennoch bestimmte Kennzeichen nach denen vorgegangen wird. Diese sind

- „die Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien,
- die Berücksichtigung und Analyse unterschiedlicher Perspektiven sowie
- der Reflexion des Forschers [sic] über die Forschung als Teil der Erkenntnis" (Flick, 2002, S. 16).

Laut Dausien (2006) wird erst durch den Blick auf die Mikroebene, der individuellen Subjekte, "ihre Erfahrungen, Handlungen und Deutungen" (Dausien, 2006, S. 182) die Möglichkeit gegeben Aussagen über die gesellschaftlichen Verhältnisse zu machen. Dies sind jedoch laut Schütz (1972) "Konstruktionen zweiten Grades" (Schütz, 1972, S. 7, zit. n. Dausien 2006, S. 197). Das heißt es erfolgt durch die wissenschaftliche Interpretation eine "Re-Konstruktion" (ebd., S. 197), Im Falle der Thematik dieser Arbeit bedeutet dies, dass die Forscherin auch den Werdegang ihrer eigenen Konstruktionen zu diesem Thema sehr genau reflektieren muss.

3.2. Datengrundlage und Datengenerierung

In dieser Arbeit spielen die Ängste von jungen Frauen und deren Vorstellung eines zu erbringenden Mutterbildes eine Rolle und sollen dahingehend beleuchtet werden.

Die vorliegenden Daten wurden anhand von Interviews mit drei verschiedenen Frauen gewonnen. Da in Gesprächen im Vorfeld zu dieser Arbeit die Vorstellung vom Mutter-Sein und die damit zusammenhängende Angst geäußert wurde und nicht in dieser Art in der Literatur bis dato zu finden ist. Es handelt sich bei diesem Phänomen auch um eine individuelle Sichtweise, die erst durch die im Gespräch mögliche Ausdrucksform von Emotionen zum Ausdruck kommt. Dies wird an einem Interview sichtbar, dass auf Grund von räumlicher Distanz in Form einer schriftlichen Befragung geführt wurde. Einerseits sind spontane Rückfragen der Autorin in diesem Setting nicht möglich und andererseits werden Gefühle in schriftlicher Form nicht so ausgedrückt wie in mündlicher Form. Auch werden bei Fragebögen keine nicht verbalen Äußerungen berücksichtigt.

Die Interviews wurden im Zeitraum von einem Jahr geführt.

Es handelt sich um Frauen im Alter von 21-24 Jahren, die die unterschiedlichsten Muttererfahrungen gemacht haben. Diese unterschiedlichen Erfahrungen dienen dazu, um

herauszufinden, ob die Vorstellung vom Mutter-Sein an die Art der Erfahrung geknüpft ist oder ob durch unsere Sozialisation ein Bild von Mutter-Sein in uns entsteht, ja sogar vorgeschrieben wird, um von der Gesellschaft akzeptiert zu werden und somit Ängste vor dieser Rolle für Frauen entstehen lässt. Diese können dann wieder im Zusammenhang mit unseren psychischen Bedürfnissen betrachtet werden.

Weiters ist durch den Lebensmittelpunkt Deutschland einer Interviewpartnerin, auch die Möglichkeit gegeben, zu erforschen, ob es sich bei dieser Vorstellung und der Angst vor einer bestimmten Rolle um etwas länderspezifisches handelt oder aber um eine, zumindest im deutschsprachigen Raum, gleiche Vorstellung von Verhaltensregeln. Mit dieser Arbeit wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, es wird jedoch aufgezeigt, dass diese Ängste bestehen und man vielleicht protektiv darauf einwirken könnte.

Die Interviewten wurden vor dem Interview über den Verwendungszweck des Materials aufgeklärt. Ebenso wurde das Einverständnis eingeholt, dass das gesamte Interview auf einem Tonträger aufgenommen werden darf. Dies diene dazu, dass keine wichtige Darstellung der Interviewten verloren geht und Alles in die Transkription aufgenommen werden kann. Am Beginn eines jeden Interviews wurden die jungen Frauen mit einer problemzentrierten Frage konfrontiert, um gleich in die Fragestellung, die dieser Arbeit zu Grunde liegt, einzusteigen. Das problemzentrierte Interview ist laut Witzel (1982) geeignet um eine „...möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel, 2000, S. 1) zu erreichen. Somit eignet sich diese Vorgehensweise besonders um die individuelle Bedeutung von mütterlichen Handlungsweisen und Vorstellungen im Einzelfall darzustellen.

Die Vorgehensweise durch dieses Erhebungsverfahren ist eine Abwechslung von induktiven und deduktiven Maßnahmen. Drei Prinzipien kennzeichnen laut Witzel (2000) diese Methode. Problemzentrierung, Gegenstandstheorie und Prozessorientierung. Bei der Prozessorientierung ist es ihm wichtig, dass es sich um eine akzeptierende und wertschätzende Kommunikation handelt. Nur so kann die interviewte Person Vertrauen zu den jeweiligen InterviewerInnen finden, damit diese dann selbstreflexiv antworten kann. Zunächst wird durch einen vorher erstellten Fragenkatalog eine bestimmte Thematik vorab eingegrenzt und ermöglicht es somit dem oder der InterviewerIn auf die schon im Vorfeld recherchierte Problematik immer wieder zurückzukehren. Ausserdem wird durch eine

offene Fragestellung zu Beginn der oder dem Interviewten die Möglichkeit gegeben, die jeweilige Sichtweise so unvoreingenommen wie möglich darzustellen. Verständnisfragen sollen unbedingt angewendet werden, damit es zur Bereinigung von Unklarheiten kommen kann. (Mayring, 2002; Witzel, 2000)

Diese Art des Vorgehens wurde auch bei der Interviewpartnerin angewendet, die die Fragen schriftlich beantwortete. Hier wurden dann im Anschluss noch weitere Fragen per mail gestellt und von ihr beantwortet, da ein adhoc nachfragen, auf Grund des nicht persönlich geführten Interviews, nicht möglich war. So konnte auch in diesem Fall sichergestellt werden, dass keine Lücken im Gesprächsfluss übrigblieben.

Im Folgenden werden die drei Interviewpartnerinnen beschrieben, um einen Einblick über die Frauen und deren Lebenssituationen zu geben. Bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen wurde darauf geachtet, dass diese:

- im gleichen Alterssegment lagen,
- Zweifel haben die Mutterrolle einnehmen zu können und
- mit gewissen Ängsten, die ihr mütterliches Verhalten betreffen kämpfen.

Weiters wurde darauf geachtet, dass die interviewten Frauen aus Familien kamen, die verschiedene Muttererfahrungen (alleinerziehend, geteilte Elternschaft, fremdbetreut) und auch Familienkonstellationen, wie etwa verheiratete oder geschiedene Eltern vorweisen konnten. Die drei Frauen werden im Folgenden anonymisiert mit A, B und C betitelt. Diese Anfangsbuchstaben stehen nicht mit deren Vornamen in Verbindung, sondern sind der Einfachheit halber nach der Reihung im Alphabet benannt.

Interviewpartnerin A:

Sie ist 21 Jahre alt, Studentin und wohnt in Österreich bei ihren Eltern. Bis auf einen Auslandsaufenthalt, auf Grund ihres Studiums, ist sie zu Hause aufgewachsen. Ihre Eltern sind verheiratet. Beide waren, bis auf die Karenz der Mutter, immer berufstätig. Die Betreuung der Töchter, sie hat eine Schwester, die ein Jahr jünger ist als sie, hat, auf Grund der beruflichen Situation des Vaters, hauptsächlich durch die Mutter stattgefunden. Dieser war sehr oft im Ausland und die Mutter somit viel auf sich gestellt mit den beiden Kindern. Der Kontakt zu den Eltern als auch zu ihrer Schwester war trotz ihres

Aufenthaltes im Ausland immer vorhanden und von gegenseitigem Wohlwollen geprägt. Sie hat nie eine physische oder auch eine psychische Gewalterfahrung von Seiten ihrer Eltern erfahren müssen.

Interviewpartnerin B:

Ist 22 Jahre alt, lebte zum Interviewzeitpunkt nicht bei ihren Eltern in Österreich und stand damals vor einem Auslandsaufenthalt. Sie ist bis zu ihrem 14. Lebensjahr zu Hause in der elterlichen Wohnung aufgewachsen und wurde dann nach einem Aufenthalt im Krisenzentrum in einer Wohngemeinschaft fremdbetreut. Die Kindesabnahme war nötig, da es immer wieder zu physischen als auch psychischen Misshandlungen von Seiten beider Eltern gekommen ist. Mit 18 Jahren hat sie diese verlassen und lebt seit damals in einer eigenen Wohnung. Dies ist im sozialpädagogischen Kontext so üblich, da es ab dem 18. Lebensjahr keinerlei Betreuungspflichten mehr benötigt, wenn es sich um einen/eine Erwachsene/n handelt, die/der geistig in der Lage ist, sich selbst zu betreuen. Sie war in dieser Zeit auch berufstätig. Ihre Eltern sind verheiratet und sind beide berufstätig. Sie hat zwei leibliche Geschwister, die beide älter sind als sie. Mittlerweile hat sie ihren Auslandsaufenthalt absolviert und lebt wieder in einer eigenen Wohnung. Sie hat, wenn überhaupt, nur Kontakt zu ihrer Mutter. Der Kontakt zu ihren Geschwistern als auch zu ihrem Vater ist nicht vorhanden.

Interviewpartnerin C:

Ist 21 Jahre alt, lebt in Deutschland und ist die einzige der drei Frauen, die zum Interviewzeitpunkt schon in einer Beziehung lebt. Sie ist Studentin und ist bis zu ihrem Auszug aus der mütterlichen Wohnung zu Hause aufgewachsen. Ihre Eltern sind geschieden. Ihre Mutter ist berufstätig, zu ihrem biologischen Vater hat sie keinen Kontakt. Sie ist bei ihrer Mutter und deren zweiten Mann aufgewachsen und hat eine Halbschwester. Der Kontakt zu ihrer Mutter als auch zu ihrer Halbschwester ist unregelmäßig und von Auseinandersetzungen geprägt. Diese Auseinandersetzungen beruhen auf sprachlicher Ebene und sind nicht mit körperlicher Gewalt verbunden.

3.3. Auswertung und Interpretation

Nach der Datenerhebung durch das Problemzentrierte Interview erfolgt die Auswertung von diesen. Hierfür wird die Methode der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring angewendet. Hierbei stehen abermals die Sichtweisen der Befragten im Mittelpunkt der Untersuchung. Laut Mayring (2002) wird durch ein "am Material entwickelten Kategoriensystem" (Mayring, 2002, S. 114) eine systemische Analyse durchgeführt. Diese wird in einzelne Schritte zerlegt, um so für andere nachvollziehbar und auch überprüfbar zu werden. Mayring meint, dass sie somit "übertragbar auf andere Gegenstände, für andere benutzbar" (Mayring, 2010, S. 59) wird und somit "wird sie zur wissenschaftlichen Methode" (ebd.). Hierbei kommen folgende Grundtechniken zur Anwendung: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. Das Material wird somit zuerst reduziert. Dabei bleiben allerdings die wesentlichen Inhalte trotzdem erhalten. Bei der Explikation wird zusätzliches Material herangezogen, wenn es zu Unklarheiten kommen sollte. Die Strukturierung legt dann den Focus auf bestimmte Aspekte, die für die Auswertung von Bedeutung sind. (Mayring, 2002)

In dieser Arbeit erfolgte zunächst eine Transkription aller drei Interviews, wobei die umgangssprachlichen Ausdrücke weitgehend auf eine einheitliche Sprachebene formuliert wurden. Die Reduktion fand dahingehend statt, dass der Text nach Kategorien selektiert wurde. Dies orientierte sich am theoretischen Teil als auch an der Fragestellung dieser Arbeit. In weiterer Folge wurden Textstellen, die für die Auswertung von Bedeutung waren, markiert. Bei dieser Arbeit handelte es sich um Eigenschaften, die dem Mutter-Sein zugeordnet werden. Falls es in den unterschiedlichen Interviews zu Gemeinsamkeiten kam, dann wurden diese gebündelt in einer Kategorie zusammengefasst, beschrieben und interpretiert. Damit kann sichtbar gemacht werden, wie das Verhalten im Zusammenhang mit der Erfüllung von Bedürfnissen steht.

4. Ergebnisse

Nach den bisherigen Auseinandersetzungen mit den theoretischen Überlegungen zu der sozialen Konstruktion Mutter und der Vorstellung der wissenschaftlichen Auswertungsmethode für diese Arbeit, wird im Folgenden die Analyse der drei geführten Interviews dargestellt und mit Ausschnitten aus den Interviews untermauert.

Ausserdem werden die Ergebnisse aus den Fragebögen grafisch dargestellt.

Wie schon abschließend im letzten Kapitel erwähnt, wurden durch die Analyse verschiedene Kategorien herausgearbeitet. Diese sind das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit den Transkripten auf Grund der vorab stattgefundenen theoretischen Auseinandersetzung als auch der Forschungsfrage. Folgende fünf Kategorien, mit Unterkategorien, wurden somit abgeleitet:

- Eine Mutter trägt sehr viel Verantwortung:
 - Sie muss ihrem Kind etwas weitergeben.
 - Sie hat Verantwortung für das Kind.
 - Sie mag Menschen und kümmert sich gerne um diese.
 - Sie ist gerne abhängig.
 - Sie hat eine positive Erfahrung mit der eigenen Mutter gemacht.
- Eine Mutter muss in ihrem Leben schon eine Basis geschaffen haben, um etwas weitergeben zu können.
- Eine Mutter soll zuerst eine Beziehung zum Kindesvater eingehen.
- Eine Mutter hat bestimmte Eigenschaften:
 - Eine Mutter hat immer Zeit für ihr Kind.
 - Eine Mutter ist stark.
 - Eine Mutter ist empathisch und liebevoll.
- Eine Mutter unterstützt ein Leben lang.
- Doppelbelastung

Durch diese Auflistung soll nicht der Anschein erweckt werden, dass die folgenden Kapitel

und somit die Einzelphänomene aufeinander aufbauen, sondern es sollen einzelne Aspekte hervorgehoben werden, die in der Analyse hervorgetreten sind. In manchen Punkten wird jedoch ersichtlich, dass sie sich aufeinander beziehen und letztlich auch ergänzen.

4.1. Auswertung der Interviews

4.1.1. Verantwortung

Diese Kategorie hat sich identifizieren lassen, da dieser Begriff mehrmals von den Interviewten genannt wurde und sehr prägend für deren Aussagen ist. Auf Grund der Analyse wird in zwei weitere Substränge unterteilt. Es wurde von den Interviewpartnerinnen unterschieden in "verantwortlich sein für einen anderen Menschen und diesen beschützen wollen" und "die Verantwortung übernommen zu haben etwas weiter geben zu wollen" und somit das Kind auf ein Leben vorzubereiten.

Laut Duden wird Verantwortung beschrieben als

„[mit einer bestimmten Aufgabe, einer bestimmten Stellung verbundene] Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass (innerhalb eines bestimmten Rahmens) alles einen möglichst guten Verlauf nimmt, das jeweils Notwendige und Richtige getan wird und möglichst kein Schaden entsteht.

Beispiele

- eine schwere, große Verantwortung
- die Eltern haben, tragen die Verantwortung für ihre Kinder
- für jemanden, etwas die Verantwortung übernehmen
- diese Verantwortung kann dir niemand abnehmen
- aus dieser Verantwortung kann dich niemand entlassen
- sich seiner Verantwortung [für etwas] bewusst sein
- ich tue es auf deine Verantwortung (du trägst dabei die Verantwortung)
- in der Verantwortung stehen (Verantwortung tragen)
- etwas in eigener Verantwortung (selbstständig, auf eigenes Risiko) durchführen"

(<https://www.duden.de/rechtschreibung/Verantwortung> letzter Zugriff am 8.4.24).

Schon in dieser Beschreibung aus dem Duden, werden Eltern mit dem Begriff Verantwortung verbunden. Der heutige Duden entspringt dem sogenannten „Urduden" (https://www.duden.de/ueber_duden/verlagsgeschichte letzter Zugriff am 8.4.24), der 1880 veröffentlicht wurde. Dieser behauptet von sich selbst, dass dieser die Geschichte der deutschen Rechtschreibung „maßgeblich" (ebd.) geprägt hat. Wie es scheint, hat dieser

auch noch heute Einfluss auf die Vorstellung von bestimmten Rollenbildern. Da nicht nur die Grammatik und die Rechtschreibung in diesem Buch gefunden werden können, sondern auch eine Bedeutungszuschreibung einem bestimmten Rollenbild gegenüber.

Es folgen nun die daraus abgeleiteten Unterkategorien.

4.1.1.1. Verantwortung für einen Menschen übernehmen wollen

Das Phänomen der Verantwortung wird bei den Interviewpartnerinnen A und C gleich zu Beginn des Interviews genannt. Verantwortung hat eine große Bedeutung für die Interviewten in Bezug auf die Mutterrolle. Es wird als Attribut über die Vorstellung über das Mutter-Sein angeführt und als primäre Eigenschaft einer Mutter definiert, um überhaupt als Mutter zu gelten. Sie heben durch diese Aufgabe einer Mutter auch hervor, dass das Kind ohne die Mutter nicht lebensfähig ist und von dieser auf höchstem Grade abhängig ist.

„Es ist eine große Verantwortung. Man ist plötzlich für ein anderes menschliches Wesen zuständig, das komplett auf einen angewiesen ist" (C 5-6).

„Man hat einfach wirklich generell 24 Stunden am Tag diese Verantwortung" (A 83).

Wenn nun das Phänomen der Verantwortung, und in diesem Zusammenhang die Verantwortung für einen anderen Menschen zu übernehmen, betrachtet wird, dann löst dies bei den Befragten sehr viel Respekt aus. Mutter-Sein wird mit etwas Unvorstellbarem verbunden. Es war auch bei A sprachlich herauszuhören, dass sie vor dieser Vorstellung großen Respekt hat. Selbst haben diese Frauen noch nicht Verantwortung für jemanden übernehmen müssen, somit ist für sie dieser Begriff nicht nachvollziehbar und nur Mittels Bedeutungszuschreibung durch andere Personen oder Medien, wie zum Beispiel Bücher oder Filme einordenbar.

Mit der Vorstellung, dass eine Mutter Verantwortung trägt, wird auch die Vorbildfunktion der Mutter thematisiert.

„Mutter ist einfach eine riesen, einfach ein riesen Vorbild (...) auch unabhängig von der Kultur. (...) Das ist einfach ein riesen Marienbild. (...) Dass die Mutter sozusagen so eine Art Übertier ist, weil sie einfach diese riesen Verantwortung hat" (A 98-103).

Der Begriff des "Übertiers" (A103) symbolisiert und bekräftigt die Aussagen, dass die

Mutter grundsätzlich über allen anderen Personen eingeordnet wird. Naturwissenschaftlich wird das Übertier als der Beginn einer ganz neuen Spezies gesehen, die für den Beginn des absolut Neuen steht. „Ein Übertier, dass die ganze Natur umformen wird“ (<https://www.zeit.de/1952/42/urtiere-tiere-und-das-uebertier>) (letzter Zugriff am 8.4.24) und somit auch eigene Regeln aufstellt, damit die eigene Spezies überlebt (ebd.). Die Verantwortung, die der Mutter durch diese Begrifflichkeit übertragen wird, über allen anderen Menschen zu stehen, bekommt durch die naturwissenschaftliche Betrachtung auch den Aspekt der Macht. Macht trägt auch den Aspekt der Pflicht mit sich. Nur sie kann Verantwortung tragen und zugleich wird von A auch mehrmals betont, dass sie diese auch tragen muss.

Der Vergleich mit einem Marienbild, der aus dem biblischen mit Heiligkeit verbunden wird, bekräftigt überdies noch die positiven Attribute, die einer Mutter zugeschrieben werden. Der Ausdruck „riesen“ verstärkt sprachlich zusätzlich die Bedeutung, die von A mit diesem Vergleich ausgedrückt wird. Der Vergleich mit Maria war bei A auch einzigartig in der Argumentation. Dies kann daher kommen, da diese aus einem religiös geprägten Umfeld stammt.

Verantwortung übernehmen bekommt durch diese Auslegung im Gesamten einen Aspekt der Übermacht. Diese Übermächtigkeit wird von den Interviewpartnerinnen als eine Bedrohung wahrgenommen und versetzt diese gleichzeitig in eine Ohnmacht. Es handelt sich hierbei somit nicht um die Angst einer juristischen Norm nicht gerecht werden zu können, die bei Nichteinhaltung mit rechtlichen Konsequenzen einhergeht. Hierbei handelt es sich um eine Vorstellung, übermenschliches leisten zu müssen und vor allem, dem auch gerecht werden zu können oder auch müssen.

4.1.1.2. Eine Mutter möchte ihrem Kind etwas weitergeben

Bei B ist das Phänomen der Verantwortung im Sinne für einen anderen Menschen Verantwortung zu tragen, nicht direkt in ihren Aussagen zu finden. Dies könnte damit zusammenhängen, dass sie diese Verantwortung für einen anderen Menschen zu übernehmen nicht durch ihre leibliche Mutter vermittelt bekommen hat. Verantwortung in diesem Sinne haben Menschen für sie übernommen, die nicht ihre Mutter waren, sondern gesetzlich bestimmte Vertreter. Dies wurde ihr von diesen auch vermittelt.

„Bezugsbetreuerin haben wir immer dieselbe gehabt, aber Betreuer haben jeden

Tag gewechselt. Das Blöde ist halt, wenn sie in Urlaub waren. Wir haben sie schon eher als Mutterrollen gesehen. Aber sie haben es uns immer wieder eingedroschen, ich bin nicht deine Mutter. Und deswegen kann ich nicht sagen, sie haben mir da irgendein Bild vermittelt" (B 35-39).

Interessant ist, dass selbst systemimmanente Personen, wie in diesem Fall die BetreuerInnen der Wohngemeinschaft, der Mutter eine bestimmte Bedeutung zuschreiben. Die Stellung der Mutter kann somit von niemand anderem beansprucht werden als von dieser selbst. Dennoch ist es für B wichtig eine Mutter zu haben und jemanden mit diesem Begriff benennen zu können

„Ich wollte, (...), dass ich ins Kinderdorf ans Land, weil dort hast du keine Sozialpädagogen, sondern wirklich eine Kinderdorfmutter. Und ich wollte eine Kinderdorfmutter haben. Weil ich dann eine Mutter habe" (B 119-123).

Diese Aussage deutet darauf hin, dass es wichtig ist sagen zu können, dass man eine Mutter hat. Was das Wesentliche hier ist, dass die Mutter positiv besetzt und greifbar ist. Denn wenn es nur um die juristische Begrifflichkeit einer Mutter ginge, dann hätte B eine Mutter benennen können, nämlich ihre Leibliche. Diese hat jedoch, aus Gründen, denen in dieser Arbeit nicht nachgegangen wird, für B keine Verantwortung übernehmen können.

Sie hat somit nicht selbst erfahren, dass die leibliche Mutter Verantwortung für sie übernimmt, sondern es war das System, dass für sie letztlich Verantwortung übernommen hat und sie beschützt hat. Verantwortung verbindet sie mit der Aufgabe der Mutter in der Weitergabe von Werten und Verhaltensweisen.

„Ich finde Mütter sind dafür verantwortlich dem Kind wesentliche Dinge beizubringen (bewusst und unbewusst) wie Moralvorstellungen und wie man mit Beziehungen umgeht, und dabei sollen sie ihre Kinder stärken an sich selbst zu glauben" (B2 4-7).

Diese Erfahrungen des „Beibringens“ hat sie auch mit einem Menschen gemacht, der für sie greifbar war. Einerseits mit ihrer leiblichen Mutter und andererseits mit ihrer Bezugsbetreuerin in der Wohngemeinschaft. Ihre leibliche Mutter erwähnt sie in diesem Zusammenhang immer als nicht positiv. Mutter-Sein wird in diesem Diskurs immer mit positiven Attributen verbunden. Eine Mutter muss das Gute für ihr Kind wollen und diesem auch beibringen. Somit ist die Vorstellung, dass man als Mutter nicht immer das Beste für sein Kind möchte, nicht mit der Mutterrolle verbunden. Jemand der dieses Rollenverhalten

nicht einnimmt wird auch nicht als Mutter identifiziert oder wenn doch, dann als schlechte Mutter.

„Ich sage immer, also ich glaube, ich habe gelernt, wahre Liebe, vor allem als Mutter, ist es nicht, einem Kind alles zu geben. Es ist nicht z. B. deinem Kind, weiß ich nicht, eine Palatschinke zu machen, wenn sie sagt: Ich will eine Palatschinke! Sondern ihr zu zeigen, wie man eine macht"(B 142-145).

Die Mutter wird auch in dieser Aussage als alleinige Verantwortliche identifiziert, um spezifische Fähigkeiten weiterzugeben. An den Aussagen von B wird deutlich, dass sie diese Fähigkeit nur einer Mutter zuschreibt und dies auch nur mit dem Begriff "Mutter" verbunden ist und nicht mit der Art wie man handelt. Interessant hierbei ist auch, dass sie genau die Fähigkeit des Kochens erwähnt. Dies weist auf die in Kapitel drei angeführten zugeordneten geschlechtsspezifischen Fähigkeiten hin.

Mutter-Sein ist auch bei C damit verbunden:

„Man möchte die richtigen Werte vermitteln und es auf die Welt vorbereiten" (C 6-7).

Auch für A ist die Weitergabe von Kulturgut und auch die Vorbereitung des Kindes auf das Leben eine Hauptaufgabe der Mutter. Hauptaufgabe deswegen, weil sie auch mit Verantwortung in Verbindung gebracht wird.

„(...) man beschützt ja eigentlich das Kind, und möchte es ja auch gut darauf vorbereiten, also man möchte es ja auch wirklich an die Hand nehmen und gut fürs Leben rüsten. Und ja man kann halt einfach die Verantwortung nicht einfach abgeben" (A 116-120).

Das Bild der Mutter, die ihr Kind an die Hand nimmt und für das Leben rüstet. Diese Aussage deutet darauf hin, dass nur die Mutter die Aufgabe hat dies zu tun. Die Verantwortung abgeben ist schon in ihrer Vorstellung keine Option, wenn sie einmal Mutter wäre. Man merkt an ihren Aussagen, dass die Rolle einer Mutter bei ihr mit einem großen Verantwortungsbewusstsein verbunden ist, dass sich durch das ganze Interview bemerkbar macht.

Hintergrund all dieser Aussagen scheint zu sein, dass die Mutter auch etwas weitergeben möchte. Das heißt, dass eine Mutter immer ein Mensch ist, der auch weitergeben möchte

und wie A meint

„man sollte generell gut mit Menschen können, wenn man Kinder haben möchte, das wäre von Vorteil. Ja, einfach, dass man auch wirklich sich wirklich auch für Leute einfach wirklich einsetzt" (A 114-116).

4.1.1.3. Eine Mutter mag Menschen und kümmert sich gerne um diese

Im Interview entwickelt sich hiermit eine weitere Vorstellung, die man erfüllen muss, wenn man Mutter sein möchte, die der Menschenliebhaberin. Es wird dabei von der Liebe zum eigenen Kind auf das Umgehen können mit anderen Menschen geschlossen. Eine Mutter sollte somit auch ein Mensch sein, der sich nicht nur für das eigene Kind einsetzt. Es wird davon ausgegangen, dass dies auf alle anderen Menschen auch umgelegt wird. Sozusagen eine ganzheitliche Kümmerin und Versorgerin oder auch ein ganzheitlicher Menschenfreund. Mit dieser Vorstellung wird eine bestimmte Persönlichkeit einer Mutter geschaffen. Sie schließt sich selbst als Mutter aus, da sie sich nicht so sieht.

C begründet diesen Persönlichkeitstyp in Zusammenhang mit der Existenz eines bestimmten Muttertyps. Diesen beschreibt sie folgendermaßen:

„Andere sind glücklich, wenn sie sich um jemanden kümmern können, eine Familie gründen können" (C 19-20).

4.1.1.4. Eine Mutter ist gerne abhängig

Durch das sich um andere kümmern wollen oder auch müssen, auf Grund des Mutterbildes bringt C auch die damit verbundene Abhängigkeit mit in die Diskussion und das manche Menschen lieber unabhängig bleiben möchten. „Menschen, die sind allein oder mit einem Partner absolut glücklich, möchten z. B. unabhängig sein und bleiben" (C 18-19).

Dies schließt sich jedoch, laut ihrer Aussage mit einer Mutterschaft aus. Das heißt Mutter-Sein ist mit einer Abhängigkeit verbunden. Diese besteht nicht nur für das Kind, sondern auch für die Mutter. Abhängigkeit wird laut Duden mit wirtschaftlicher oder politischer Abhängigkeit aber auch personeller Abhängigkeit in Zusammenhang gesetzt und als solche beschrieben. (Duden) Diese Abhängigkeit steht im Gegensatz zu dem Wunsch unabhängig sein zu können. Tun und lassen zu können was man möchte. Das heißt es

wird davon ausgegangen, dass Mütter gerne abhängig sind und ihre Bedürfnisse hinter die von anderen Menschen stellen. Einerseits weil sie gerne helfen, aber auch weil Egoismus bei diesem Rollenbild scheinbar keinen Platz hat. Egoismus wird in diesen Interviews somit als eine nicht gute Eigenschaft oder man könnte auch sagen nicht erwünschte Eigenschaft angesehen. Es wird hier nie thematisiert, dass der Egoismus der Mutter auch positive Auswirkungen auf die Kinder haben könnte. Wie zum Beispiel eine Ressource, die dazu dient, um den Alltag und die Aufgaben, die dieser bereit hält, meistern zu können. Oder aber auch das Bild einer Mutter verändern zu können.

4.1.1.5. Eine Mutter hat selbst eine gute Muttererfahrung gemacht

C knüpft die Entwicklung dieses Typs, der sich gerne für andere einsetzt aber auch daran, dass eine bestimmte Art der Erziehung erfolgt haben muss, damit man sich um jemanden kümmern möchte. Diese schildert sie wie folgt:

„eine lebensbejahende und positive Erziehung des Kindes dem Leben gegenüber sowie geprägt von Wärme fördernd für den „Mutterttyp“ ist. Man gibt ja auch automatisch das weiter was man gelernt hat“ (C2 1-3).

Um Mutter sein zu können benötigt man somit bestimmte Voraussetzungen. Diese werden von der Mutter aber auch von anderen Menschen im Leben des Kindes an dieses weitergegeben. Das Wort „Erziehung“ lässt in diesem Kontext nicht nur auf die Mutter schließen, sondern lässt dies offen. Es scheint jedoch in diesem Zusammenhang wichtig zu sein, etwas Positives erfahren zu haben, um genau dieses auch weiter geben zu können. Somit schließen sich B und C gleichzeitig aus, Mutter sein zu können. Denn aus ihren Ausführungen geht hervor, dass ihre Mütter, auf Grund emotionaler Probleme, für sie kein positives und lebensbejahendes Vorbild waren, um sich dahingehend entwickelt zu haben. B meint jedoch in diesem Zusammenhang, dass ihre Bezugsbetreuerin einen Einfluss auf sie gehabt hat. Die Möglichkeit, dass andere Personen einen Einfluss auf sie haben können, schließt C jedoch aus. Die Mutter wird somit als die alleinige Verantwortliche gesehen, um dies zu vermitteln. Bei A ist genau das Gegenteil zu sehen. Die gute Erfahrung, die sie mit ihrer Mutter gemacht hat, gibt ihr wieder ein zu großes Vorbild, dass sie meint nicht geben zu können.

Alle drei Interviewpartnerinnen geben dem Verhalten, dass man als Mutter zeigen sollte, dem Lernen am vorgelebten Modell Mutter eine große Bedeutung. (Siehe auch in diesem Zusammenhang Kapitel 2 und die Nachahmungs Theorie von Kasten) Dies wird von allen dreien als Argument hervorgebracht und auch damit argumentiert, wenn sie meinen keine Mutter sein zu wollen, weil sie dies entweder nicht oder aber auch so stark vorgelebt bekommen haben. Bei B fällt auf, dass sie die Einzige ist, die diese Vorbildfunktion mit einer Lehrerin vergleicht und nicht mit der Mutter „(...) kannst ihnen die beste Lehrerin kannst du ihnen sein, indem du einfach nur ein Beispiel bist" (B 17-18). Dies könnte damit zusammen hängen, dass sie ihre für sie zuständigen SozialpädagogInnen mehr als LehrerInnen gesehen hat.

4.1.2. Eine Mutter muss in ihrem Leben schon eine Basis geschaffen haben, um etwas weitergeben zu können

Um diese Verantwortung der Weitergabe von Werten und Lebenserfahrung überhaupt stemmen zu können wird von Interviewpartnerin A das Alter als Argument angeführt.

„Und ich glaube, da spielt auch das Alter generell, wenn man Mutter sein möchte, einfach diese Altersreife eine gewisse Rolle. Weil mit 30, man hat eigentlich das Studium schon abgeschlossen, man arbeitet schon, das Leben ist schon in geregelten Bahnen, wenn man das so sagen kann. Und ich glaube, es hat auch schon viel mit dem Alter ein bisschen zu tun, weil man einfach schon viel mehr erlebt hat, man einfach schon ein bisschen weiser geworden ist" (A 57-62).

Alter wird hier gleichgesetzt mit Erfahrung und Reife, die benötigt wird, um als Mutter zu gelten und die Aufgabe gut ausführen zu können. Denn was soll man als Mutter weitergeben, wenn man selbst noch nicht viel erlebt hat, ist als Grundtenor bei allen Interviewpartnerinnen herauszuhören. Dies findet sich in dieser Aussage von A auch wieder

„Und generell Typ Mutter, für mich, bedeutet, dass man, ja, wie gesagt schon was aus dem Leben für sich selber mitgenommen hat, sodass man das auch weitergeben möchte" (A 63-65).

4.1.3. Eine Mutter soll zuerst eine Beziehung zum Kindesvater eingehen

In den vorhergehenden Aussagen finden sich mehrere Anforderungen an eine Mutter wieder. Einerseits muss diese schon etwas geschaffen haben. Das Geschaffene wird in diesem Zusammenhang mit einer wirtschaftlichen Basis gleichgesetzt. Andererseits muss es Erfahrungen geben, die man weitergeben kann. Eine dieser Erfahrungen wird auch mit einer Beziehung zu einem Mann definiert, der letztlich dann auch der Kindesvater wird. Dieser Subdiskurs wird von A und C als Voraussetzung gesehen, um eine Mutterschaft eingehen zu können.

A bezieht sich hierbei auf das Gesagte ihrer Mutter, respektive Eltern. Wobei sie im Satz von der Aussage "Eltern" auf die Mutter schließt. Dies bringt erneut die Wichtigkeit, die ihre Mutter als Rollenvorbild in ihren Aussagen einnimmt, zum Ausdruck.

„(...) was wir auch immer gehört bekommen von unseren Eltern, also von meiner Mama, wenn du Kinder haben möchtest, (...) dass du einfach fix im Leben stehst, dann kommt der Partner und dann, wenn du noch immer Kinder haben möchtest, dann bitte" (A 18-22).

C meint hingegen:

„(...) es sollte eine stabile Partnerschaft bestehen (...)." (C 45)

Sie verweist mit dieser Aussage nicht auf etwas Gesagtes, sondern gibt dies als ihre eigene Meinung preis. Diese gleiche Einstufung der beiden Interviewpartnerinnen ist insofern interessant, da C nicht mit ihrem Vater gemeinsam aufgewachsen ist, wie es bei A der Fall ist. Dennoch hat sie scheinbar durch die neuerliche Partnerschaft ihrer Mutter und der daraus folgenden Schwester ein Bild vermittelt bekommen, dass dadurch geprägt ist, dass eine Partnerschaft zuerst eingegangen wird und daraus die Mutterschaft folgt. Dies entspricht auch dem gesellschaftlichen Diskurs.

B bezieht sich in ihren Aussagen zu diesem Subdiskurs auf die Aussagen ihrer Bezugsbetreuerin, die laut ihren Aussagen „(...) wirklich so der Mama Bezug ist." (B 81) Auch hier wurde eine Meinung wie bei A übernommen:

„(...) sie hat mir dann eben auch gesagt, die Beziehung zu deinem Partner ist auch voll wichtig, wenn du Mutter bist. Und das habe ich halt bei meinen Eltern gemerkt, dass sie total dysfunctional waren" (B 40-43).

Sie erklärt darauf hin, dass die Beziehung ihrer Eltern eine „Hass-Liebe“ (B 45) ist. Es geht jedoch bei ihrer Aussage nicht darum, dass eine stabile Partnerschaft eine Voraussetzung ist, um überhaupt Mutter zu werden. Sie erwähnt die Partnerschaft und die Wichtigkeit dieser für eine Mutter deshalb, weil es für die Mutter an sich wichtig ist, eine Partnerschaft zu einem Menschen zu führen, der nicht das eigene Kind ist. Diese Beziehung wird von ihr nur dann als gut empfunden, wenn sie nicht dysfunktional ist. Sie verwendet den englischen Begriff hierfür. „Dysfunktional“ ist mit dem deutschen Wort für „gestört“ gleichzusetzen, wenn man das Adjektiv mit einem sozialen Bezug in Verbindung setzt. Ebenso könnte man die medizinische Übersetzung verwenden. In diesem Zusammenhang würde es mit „funktionsgestört“ übersetzt werden. (Pons).

In beiden Bereichen wird damit etwas beschrieben, dass nicht so funktioniert wie es ursprünglich geplant ist. Dies kann medizinische Aspekte betreffen, die unter Umständen auch lebensbedrohliche Auswirkungen haben. Es kann sich aber auch um sozial geprägte und weitervermittelte Verhaltensweisen handeln, die in einer anderen Art und Weise ausgeführt, nicht dem entsprechen wie es sonst in unserer Gesellschaft erwartet wird.

4.1.4. Charaktereigenschaften einer Mutter

In dieser Kategorie werden verschiedene Subdiskurse geführt. Diese werden weiters in Unterkategorien unterteilt. Alle drei Interviewpartnerinnen sind sich dahingehend einig, dass es bestimmte Eigenschaften gibt, die eine Mutter in ihrem Mutter-Sein einerseits ausführen und andererseits aber auch als Voraussetzung für die Mutterschaft mitbringen muss.

„Und ich glaube, dass eine Mama auch einfach bestimmte Charaktereigenschaften mit sich bringen muss.“ (A 36-37).

„(...) man sollte empathisch sein auch“ (B 20).

„Eine Mutter sollte liebevoll sein (...)“ (C 10).

An diesen drei Aussagen ist zu erkennen, dass es einerseits von A als Muss Kriterium beschrieben wird und andererseits von B und C als ein Soll. Hierbei kann darauf geschlossen werden, dass wenn es von der Interviewpartnerin selbst so erlebt wurde, auch von dieser davon ausgegangen wird, dass es so sein muss. A spricht von ihrer Mutter durchgehend sehr positiv und erwähnt mehrfach, dass sie diese für die Art und

Weise wie sie agiert sehr bewundert. Für sie gibt es keinen Zweifel darüber, dass eine Mutter so nicht sein würde. Bei B und C wird es nicht als Muss-Kriterium angeführt, sondern als ein Soll-Kriterium. Diese beiden Interviewpartnerinnen haben dies nicht so von ihren Müttern erlebt. Dies macht es umso interessanter, dass sie die Vorstellung haben, dass eine Mutter trotzdem so handeln sollte. Der Rückschluss den man hier machen könnte wäre, dass diese Anforderungen an eine Mutter sich, obwohl man es nicht selbst erfahren hat, trotzdem als Konstruktion des Mutter-Sein eingeprägt haben (siehe Kapitel 1).

Bei B fällt auf, dass in ihren Beschreibungen über ihre Mutter, selten Dinge erwähnt werden, die von ihr als gut oder positiv bewertet werden. Sie beschreibt ihre Mutter als einen „*Diktator*“ (B 18) und kann keine positiven Attribute in Bezug auf das Mutter-Sein finden. Auch hier besteht eine Vorstellung, wie ein Diktator handeln soll und es werden somit Eigenschaften als auch ein Verhalten zugeschrieben.

„Jetzt müsste ich mal an die positiven Dinge denken, ja. Weil wenn man sagt, man hat mir etwas vermittelt, wie eine Mutter sein sollte, denke ich mir, sollte es positiv sein“ (B 96-99).

A sieht ihre Mutter auch als Autorität an

„Mama bedeutet Autorität, man hat Verantwortung“ (A 72).

Dies ist jedoch für sie als positiv verinnerlicht und dient als Vorbild für ihr eigenes Handeln und gleichzeitig als angstausslösendes Moment, weil sie denkt diesem nicht entsprechen zu können.

Vorstellungen werden somit an die eigenen Erfahrungen gekoppelt und damit verbunden. Am Soll-Kriterium von B und C wird ersichtlich, dass es jedoch bestimmte Vorstellungen geben muss, die sozial erwünscht sind und mit einem guten Mutterbild im Zusammenhang stehen. Denn sonst gebe es keine Bewertung des Handelns.

B und C sind sich auch in ihren Aussagen darüber einig, dass ihre Mütter nicht absichtlich ihnen gegenüber so negativ verhalten haben.

„Ja ich meine, sie hat mir vieles Negative vermittelt, aber es war nicht ihre Absicht (lacht)“ (B 109-110).

Das Lachen nach dieser Aussage kann als Abwehrmechanismus interpretiert werden. Dieses Verhalten kann nach mehreren Aussagen von ihr gefunden werden. Abwehrmechanismen gehen auf Anna Freud zurück. Sie hat sich diesem Phänomen im Rahmen ihrer psychoanalytischen Arbeit gewidmet und darüber geforscht. Abwehr wird von jedem Individuum als eine Technik verwendet, worin das Ich sich gegen unerträgliche Vorstellungen zur Wehr setzt. (Freud, 2012) Ihre leibliche Mutter entspricht, wie schon öfter von ihr erwähnt, nicht dem positiven Bild, dass sie eigentlich von ihr erwartet hätte und entwicklungspsychologisch auch gebraucht hätte. Ihre Mutter entspricht somit einerseits nicht dem Rollenbild, dass einer Mutter gesellschaftlich zugeschrieben wird und andererseits hat dies auch noch Auswirkungen auf den Ablauf ihres persönlichen Lebens. Hier kommen neben den psychischen Schmerzen durch die Gewalterfahrungen in ihrer Vergangenheit auch die psychischen Auswirkungen des "anders seins", weil die gesellschaftliche Konstruktion von Mutter-Sein und auch Mutter-Liebe hier nicht erfüllt wird und dennoch vorausgesetzt wird. Dies ist für sie von erheblichem emotionalen Schmerz geprägt. Den sie auch im Interview mehrfach erwähnt.

Auch C entschuldigt das Verhalten der Mutter, was als ein Abwehrmechanismus gedeutet werden kann. Die Aussage „auch“ unterstellt, dass es noch andere Faktoren gegeben haben muss und erleichtert ihr somit das Vorgehen ihrer Mutter zu verarbeiten.

„Da ich viele emotionale Probleme auch durch das unbeabsichtigte Verhalten meiner Mutter „geerbt“ habe (...)“ (C 38-39).

Im Folgenden werden die von den Interviewpartnerinnen genannten, sich deckenden Eigenschaften, als Unterkategorien vorgestellt. Diese tragen zusätzlich dazu bei, dass eine Vorstellung von einer Mutter geschaffen wird, die zu einer Ablehnung dieser Rolle auf Grund der Überforderung kommt, die hierbei entsteht.

„Und ich glaube, bei mir wäre das einfach nicht gegeben“ (A 41-42).

4.1.4.1. Immer Zeit für das Kind haben

Diese Kategorie weist darauf hin, dass sich eine Mutter Zeit nehmen muss, damit wie A betont

„dass das Kind nicht so auf der Strecke bleibt. Das man da trotzdem noch Zeit hat und nicht am Abend dann komplett müde nach Hause kommt (...) dass man sich dann wirklich trotzdem noch aufrappeln kann, dass man einfach den Familienhaushalt weiterführt“ (A 8-

15).

Die Weiterführung des Haushaltes wird hier automatisch mitgedacht, nicht nur die Aufgabe sich dem Kind zu widmen. Dies wird erklärbar durch die Begründung von A:

„ (...) die Mama macht eigentlich bei uns zu Hause noch ziemlich viel, der Papa kommt einfach nach Hause (...)“ (A 19-21).

Die Notwendigkeit sich dem Kind zu widmen, wird auch mit der Reduktion der außerhäuslichen Erwerbsarbeit verbunden

„ (...) da muss man halt irgendwie, irgendwo kürzertreten. Bei den Kindern kann es eigentlich nicht sein, darf es eigentlich auch nicht sein, dass man da kürzertreten muss. Wenn schon, kann das eh nur bei der Karriere sein, dass man eine Halbtagsstelle annimmt. (...) Kinder oder Karriere? Und ich glaube, das ist auch so ein bisschen der Spagat, der jetzt nicht wirklich zu vereinen ist“ (A 47-59).

4.1.4.2. Eine Mutter ist stark

Um die vorherigen angeführten Anstrengungen auch aushalten zu können wird von der Mutter folgendes verlangt:

„(...) eine riesen Kraft, (...) viel innere Stärke und (...) wenn man Mutter sein sollte, auch wirklich schon so gefestigt sein in seinem Leben, oder auch in seiner Persönlichkeit, dass man das auch wirklich durchhält. (...) das man eben als Mutter einfach wirklich stark sein soll. Weil mir hat das richtig Angst gemacht, als ich sie so weinen gehört habe. (...) Man darf sich nicht unterkriegen lassen, man darf keine Schwäche zeigen“ (A 76-118).

Mutter-Sein beinhaltet ein großes Repertoire, um Stärke zu zeigen. Schwäche wird nicht toleriert, um die eigenen Kinder nicht zu belasten.

„(...) mir hat das richtig Angst gemacht. (...) wenn man jetzt irgendwie selbst verletzt ist, sollte man halt schon relativ gut vor den Kindern verbergen (...). Und man möchte ja die Kinder auch nicht belasten“ (A 114-124).

Es wird im Interview mit A deutlich, dass Stärke eine extrem wichtige Komponente am Mutter-Sein für sie ist. Diese Eigenschaft wird immer wieder erwähnt und als ein Muss Kriterium angeführt

„(...) das sie wirklich stark ist. (...) nicht von kleinen Schwächen, (...) also vom Leben her jetzt, irgendwie unterkriegen lässt, sondern wirklich immer wieder aufsteht und auch das Kind immer wieder an der Hand nimmt" (A 10-14).

Die Mutter, die sich nicht unterkriegen lässt und weiterkämpft. Stark sein für ihr Kind. Diese Stärke bedarf es nicht nur den Ereignissen des Lebens gegenüber, sondern auch dem Kind in der Erziehung. Sich nicht unterkriegen lassen bedeutet auch:

„(...) da wirklich drüber zu stehen, dass man sich da auch nicht, auch deswegen nicht einknicken lässt, weil man auch sagt, okay, hey, das Kind muss das lernen. Und ich glaube, ich könnte das, auch wenn ich es mir vorsage, ich könnte das nicht einhalten" (A 44-47).

4.1.4.3. Eine Mutter ist empathisch und liebevoll

Das Liebevolle und Empathische wird als ein positives Merkmal einer Mutter von allen drei Frauen angesprochen. Liebevoll wird durch sie auch das zu Hause wie C meint:

"Eine gute Mutter ist eine Person, die ihren Kindern ein liebevolles, tolerantes und „warmes“ Zuhause bietet, Raum für Selbstentwicklung lässt aber trotzdem immer für einen da ist" (C 26-27).

Die Mutter ist somit auch der zentrale Mittelpunkt der Familie. Dieser Meinung ist auch A

"Na, ich glaube einfach, na ich meine, die Mama ist ja eigentlich immer das Hauptbezugstier, oder die Hauptbezugsperson, würde ich jetzt einmal sagen" (A 373-374).

Oder auch

"dass die Mama auch einfach mehr Empathie hat vielleicht? Dass sie auch wirklich mehr sich ins Kind hineinversetzen kann. Dass sie auch wirklich Probleme dann sieht und erkennt, die der Papa vielleicht jetzt nicht so sieht. Und nicht umsonst heißt es, es ist ja auch die weibliche Seite oder sonst was. Mit der weiblichen Seite wird ja auch meistens mehr Empathie und Einfühlungsvermögen und so was zugesprochen" (377-382).

4.1.5. Eine Mutter unterstützt ein Leben lang

Der Wunsch nach Unterstützung wurde bei allen drei Frauen durch folgende Aussagen thematisiert:

„Aber generell, die einen einfach, egal was man macht, einfach wirklich unterstützen" (A156-157).

„Unterstützend und ermutigend, jemand der wirklich Mut macht und aufbaut." (B2-4).

„... Raum für Selbstentwicklung lässt aber trotzdem immer für einen da ist. Die Grenzen aufzeigt aber trotzdem unterstützend wirkt" (C 27-28).

Im Zusammenhang mit Unterstützung werden auch Einschränkungen akzeptiert und gefordert:

„eine gute Mutter ist eine Person, die ihren Kindern ein liebevolles, tolerantes und „warmes“ Zuhause bietet, Raum für Selbstentwicklung lässt aber trotzdem immer für einen da ist. Die Grenzen aufzeigt, aber trotzdem unterstützend wirkt" (C 26-28).

Grenzen setzen, wird bei A auch mit „(...) dass man da wirklich trotzdem noch hart bleibt (...).“ (A 40) gleichgesetzt. Für sie wird dies mit einer Art von „mentaler Stärke" (A 33) gleichgesetzt. Diese ist für sie auch nötig, damit man „(...) auch wirklich geeignet ist dafür, auch wirklich Mama zu sein" (A 34).

Eine Mutter spürt wann sie wie handeln muss und wann sie unterstützend agieren soll. Dies wird von A begründet durch:

„Was ich glaube, (...), dass die Mama auch einfach mehr Empathie hat, vielleicht? Dass sie auch wirklich mehr sich ins Kind hineinversetzen kann. Dass sie auch wirklich Probleme dann sieht und erkennt, die der Papa vielleicht jetzt nicht so sieht" (A 85-88).

„Mit der weiblichen Seite wird ja auch meistens mehr Empathie und Einfühlungsvermögen und so was zugesprochen" (A 89-90).

Es wird an dieser Aussage deutlich, dass nach einer Begründung gesucht wird, die erklärt, warum dies der Mutter zugesprochen wird. Da es in ihrem Fall auch einen Vater gibt, der

im selben Haushalt wohnt. Sie greift jedoch auf eine Erklärung zurück, die nicht auf Grund ihrer Erfahrung beruht, sondern auf die sogenannte weibliche Seite abzielt. Das ihr Vater vielleicht anders handeln würde wird hier als keine erwünschte Option gehalten. Möglicherweise verdeutlicht dies, dass weibliche Attribute auch heute noch zur Begründung dienen und bestimmte Rollenbilder prägen sowie diese mit einer Bewertung versehen.

Im Zusammenhang der Unterstützungsleistung einer Mutter, wird dieser auch zugeschrieben, dass sie dies lebenslang zu erbringen hat. Die Eigenschaft der Unterstützung, wird somit auch zeitlich vorgegeben. Eine Mutter wird als jemand gesehen, die nicht nur eine Aufgabe erfüllt, die irgendwann zu Ende ist. Sondern sie bekommt diese Aufgabe lebenslänglich zugeschrieben. B erwähnt in diesem Zusammenhang ihre Bezugsbetreuerin, die sie zwei Jahre ihres Lebens in der Wohngemeinschaft begleitet hat.

Die Bezugsbetreuung wird seit zehn Jahren als ein pädagogisches Konzept im Rahmen der sozialpädagogischen Betreuungsarbeit angewandt. Laut Schroll (2007) ist es ein organisatorisches und pädagogisches Konzept, dass durch die Schaffung einer „(...) individuellen, professionellen und tragfähigen Beziehung (...) die größtmögliche individuelle Betreuung und Versorgung von hilfebedürftigen Menschen im Kontext einer Hilfestruktur (...)“ (Schroll, 2007, S. 18) ermöglicht. Durch dieses Konzept steht den KlientInnen in einer Einrichtung eine Ansprechperson zur Verfügung, der oder die dazu dient einen „(...) individuellen und persönlichen Bezug zu einer Vertrauensperson“ (ebd., S. 17)“ aufzubauen.

B schildert ihre Bezugsbetreuerin als jemanden, die versucht, ihr Vertrauen in eine Bezugsperson zu ermöglichen. B schildert mehrere „Einzelaktionen“ (B), Aktivitäten, die sie ohne die anderen MitbewohnerInnen der Wohngemeinschaft mit ihrer Bezugsbetreuerin durchgeführt hat. Eine Art von Exklusivität wird dadurch gewährleistet. Sie erwähnt in diesem Zusammenhang auch, dass ein Vertrauensverhältnis dadurch entstanden ist.

„Weil ich eben diesen Bezug hatte zu ihr, weil ich ihr auch vertraut habe und mir gedacht habe, weiß ich nicht, ich habe die X auch, ich habe auch eine Zeit lang gehabt, wo ich sie öfters unabsichtlich Mama genannt habe“ (B 121-123).

Sie schildert in diesem Zusammenhang auch, dass sie sich anders ihrer Bezugsbetreuerin gegenüber verhalten hat, als anderen BetreuerInnen und führt dies immer wieder auf das bestehende Vertrauen zurück. Die Wichtigkeit zu einer Person bzw. Mutter, die immer verfügbar ist, wird auch mit folgender Aussage betont:

„Es war mir auch wichtig zu wissen, selbst wenn ich ausziehe, werde ich die eine Person haben. Das kann ich ja so jetzt nicht behaupten. (...) wenn du ausgezogen bist, dann bist du ausgezogen. (...) kannst du sie nicht mehr anrufen" (B 68-72).

In dieser Aussage wird die Verfügbarkeit einer Mutter über das juristische Alter des Kindes hervorgehoben. Die Stelle Mutter, die in Zeiten der Unsicherheit verfügbar ist und um Hilfe gebeten werden kann.

„(...) die natürliche Reaktion einer Mama ist natürlich sofort helfen zu wollen" (B 98-99).

Es wird daher der Mutter zugeschrieben, dass sie helfen will und auch immer verfügbar ist. Somit schließt diese Beschreibung Mütter aus, die dies nicht wollen, was auch auf ihre eigene leibliche Mutter zutrifft.

Die Möglichkeit zu anderen Personen eine dementsprechende Vertrauensbasis aufzubauen, um sich diesen in Problemlagen zuzuwenden, ist keine Option. Vertrauen ist zwar eine wichtige Komponente, vordergründig ist jedoch die *„eine Person zu haben"* (ebd.). Einer Person wichtig zu sein und immer wieder zu dieser zurück kommen zu können. Nicht nur um materielle Hilfe zu bekommen

„(...) sondern hilft, das zu checken" (B 84).

Auch A betont die Wichtigkeit der Verfügbarkeit einer Mutter:

„Aber ich habe einfach gemerkt, dass auch wenn die Mama jetzt nicht wirklich physisch anwesend ist, einfach wenn man die Stimme hört, die einem sagt, es wird alles gut, man kann immer anrufen (...).

Das man das einfach wirklich einfach auch wirklich diese Sicherheit retour gibt, dass man nicht irgendwie komplett alleine jetzt auf der Welt ist und man ist komplett unbedeutend oder sonst was, (...), dass man wirklich wichtig ist" (A 255-262).

Die Sicherheit haben, zu jemanden kommen zu können und um Hilfe zu bitten. Diesen Menschen vertrauen und keine Angst vor diesem zu haben. B geht so weit, dass sie diesen örtlich einreicht.

„Ich finde auch dass Mütter ein Ort der Sicherheit sein sollten (...)“ (B 217).

4.1.6. Doppelbelastung

Haushaltsführung und Karriere wurden von A und C als noch erschwerend und ungleich verteilt angeführt. Wahrscheinlich hat B dies nicht so empfunden, da ihre BetreuerInnen ja in der Ausübung ihrer Arbeit bei ihr waren. Das heißt die Doppelbelastung im Sinne von in die Arbeit gehen und die Fürsorgearbeit gegenüber den Kindern auszuführen hat bei ihr nicht so stattgefunden. Weil sie den Fürsorgearbeitsteil in deren Privatzeit nicht mitbekommen hat. Bei A und C jedoch war dies Teil des Alltags, den sie mitbekamen und beobachten konnten. Hier übt A am meisten Kritik und sieht die traditionelle Rollenverteilung, wie sie es bei sich zu Hause beobachten konnte als höchst ungerecht und betrachtet dies nicht als Gleichberechtigung. Sie kritisiert hier stark das System, dass sie als Ursprung dieser Vorgehensweise sieht.

"Ich meine, schon der Begriff "Mutter" alleine schon, ich meine, was man schon in den ganzen letzten Jahrzehnten, was weiß ich, immer auch gehört hat, immer in den ganzen Plakaten, ganzen Büchern, oder Filmen, oder was weiß ich liest, oder vielleicht auch, was durch die Filmindustrie auch ein bisschen geprägt wurde. Ich meine, die damaligen Filme waren ja auch so, Mutter ist zu Hause, hütet die Kinder, kocht, putzt, was weiß ich. Ich glaube, auch da wurde schon ein bisschen auch die Gesellschaft auch darauf sehr geprägt" (A 346-352).

Trotzdem ist die Lösung wenn man ein Kind bekommt, dann auch bei ihr sehr traditionell, indem die Frau einer Teilzeitstelle nachgeht.

"Ich würde sagen, da muss man halt irgendwie, irgendwo kürzer treten. Bei den Kindern kann es eigentlich nicht sein, darf es eigentlich auch nicht sein, dass man da kürzer treten muss. Wenn schon, kann das eh nur bei der Karriere sein, dass man eine Halbtagsstelle annimmt, weil die Kinder im Kindergarten sind, weil die Kinder in der Volksschule sind, weil man sie abholen möchte" (A 175-179).

4.2. Auswertung des Fragebogens

Zur Untersuchung und näheren Betrachtung der Fragestellung wurde ausserdem ein Fragebogen erstellt und dieser in fünf Klassen eines Kollegs für Sozialpädagogik ausgeteilt. Diese Bildungseinrichtung ermöglicht den Abschluss des diplomierten/der diplomierten Sozialpädagogin in fünf Semestern und ist berufsbegleitend für Personen ab 18 Jahren zugänglich. In Wien gibt es drei solche Bildungseinrichtungen. Die AbgängerInnen dieser Schule arbeiten entweder schon von Beginn an im sozialpädagogischen Feld oder erst nach deren Abschluss.

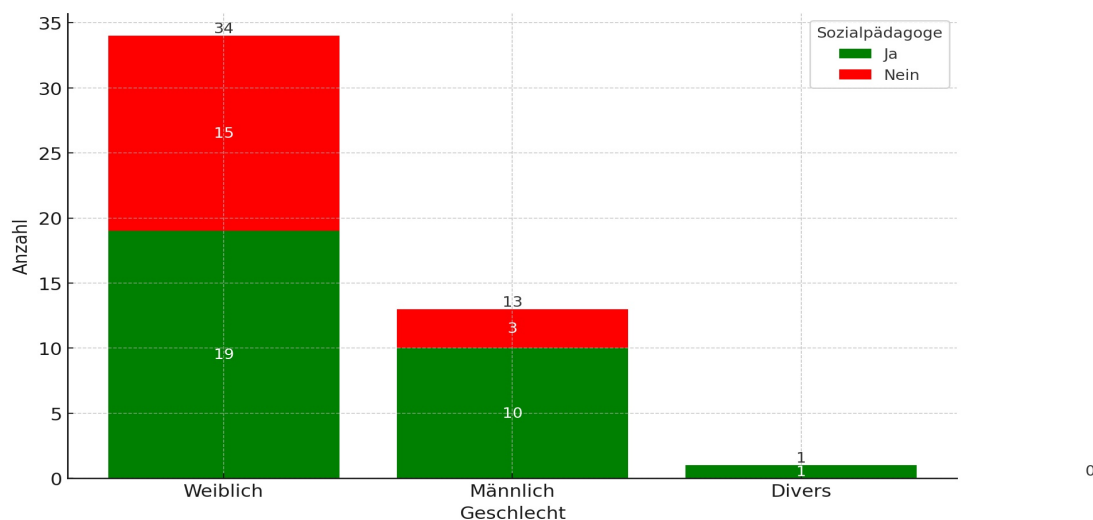
Die Stichprobe besteht somit aus Personen, die entweder am Beginn ihrer Ausbildung stehen oder aber schon am Ende von dieser sind. Wobei zu bemerken ist, dass viele von den StudentInnen auch schon vorher in diesem Feld gearbeitet haben und mit einer Auflage die Ausbildung neben ihrer Arbeit absolvieren. Oder aber auch während der Ausbildung in diesem Feld schon gearbeitet werden muss, im Sinne von Praktika.

Insgesamt wurden 103 Fragebögen ausgeteilt, die Rücklaufquote bestand aus 48 Fragebögen.

Mit diesem Fragebogen sollte erhoben werden, ob die zukünftigen SozialpädagogInnen schon in bestimmte Geschlechterstereotypen einteilen sowie ein bestimmtes Mutterbild haben. Aber auch ob sie sich ihres Einflusses auf die zu betreuenden Jugendlichen bewusst sind. Auf die Fragen soll nun im folgenden eingegangen werden.

4.2.1. Alter und Tätigkeit in der Sozialpädagogik

Das Alter der befragten StudentInnen beträgt 21 bis 55 Jahren. Die Geschlechterverteilung und ob diese schon in der Sozialpädagogik arbeiten war folgende:



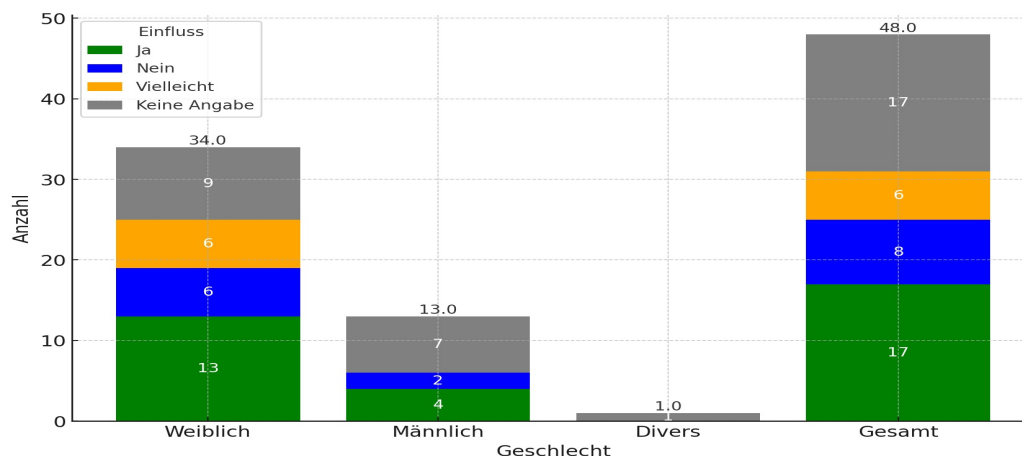
Diese Aufstellung ergibt, dass der weibliche Anteil in dieser Ausbildung überwiegt. Dies bestätigt das Bild, dass Care Arbeit überwiegend von Frauen geleistet wird. Laut einer Umfrage des Arbeitsmarktservice beträgt der Frauenanteil in der Berufsgruppe Gesundheit und Soziales 74-90%. (Petioky, 2020)

Ausserdem wird ersichtlich, dass die Mehrheit von den Studierenden, die den Fragebogen ausgefüllt haben, schon im Berufsfeld arbeiten. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass es einen hohen Bedarf an Fachkräften in diesem Bereich gibt. Bei der Aufnahme in den Beruf, wird somit die nachträgliche Ausbildung als Kriterium abverlangt. Es kommt somit zu einem Arbeitsverhältnis mit der Auflage die erforderlichen Kenntnisse nachzuholen. Als BezugsbetreuerInnen zu arbeiten gaben 19 Personen an. Davon waren 6 männlich, eine divers und 12 weiblich.

4.2.2. Einfluss auf das Mutterbild der Jugendlichen zu haben

Bei dieser Frage wurden die StudentInnen angesprochen, die schon als BezugsbetreuerInnen arbeiten. Da die Frage dieser Arbeit darauf abzielt, ob die BezugsbetreuerInnen einen Einfluss auf die Jugendlichen haben, wurde darauf verzichtet

nachzufragen ob es eine grundsätzliche Einstellung von allen Studierenden dazu gibt. Dies hat auch damit zu tun, dass die Arbeit in diesem Feld und alles was damit zusammenhängt nicht immer schon von Beginn an jedem/jeder Studierenden klar ist. Dies wird erst in der Ausbildung konkret thematisiert.

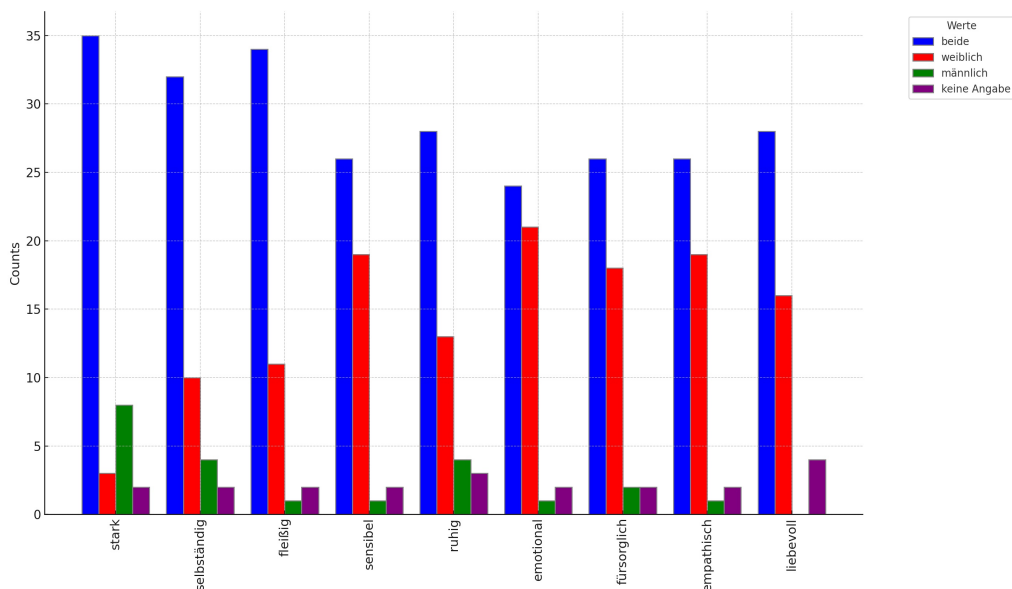


Hier sieht man, dass der überwiegende Teil von den Studierenden, die schon als BezugsbetreuerInnen arbeiten, der Meinung ist, einen Einfluss auf das Mutterbild von Jugendlichen zu haben und sich vorstellen kann, dieses auch zu verändern. Wobei man die obige Darstellung noch weiter erklären muss. Die Fragestellung war nur an die BezugsbetreuerInnen gerichtet und unter keine Angabe sollten nur diejenigen fallen, die keine BezugsbetreuerInnen sind. Es haben jedoch auch Studierende darauf geantwortet, die einerseits noch nicht in der Sozialpädagogik arbeiten oder aber auch BezugsbetreuerInnen, die keine Antwort gegeben haben. Dennoch kann am Ergebnis abgelesen werden, dass es eine Überzeugung gibt, etwas verändern zu können.

Interessant an der Auswertung ist, dass auch 4 Männer meinen, dass sie darauf einen Einfluss haben. Die zwei, die meinten nein, haben auch auf den Bogen geschrieben, dass sie es verneinen, da sie Männer sind.

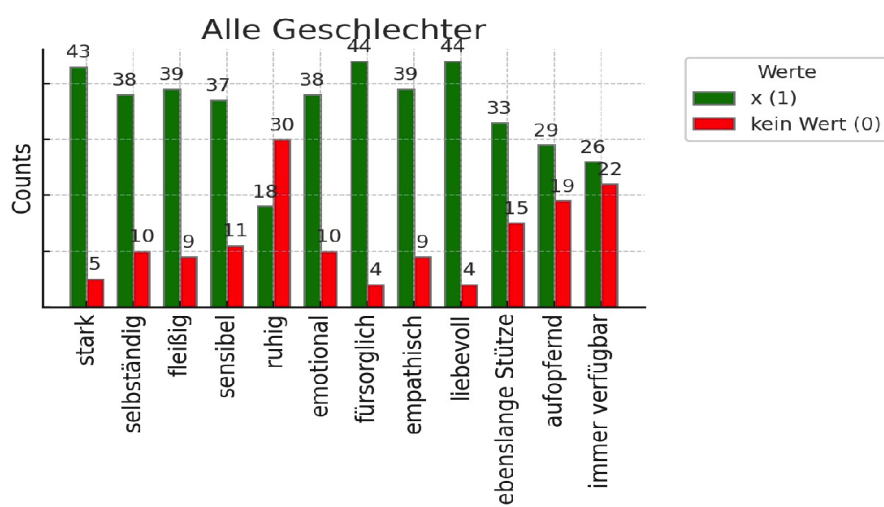
4.2.3. Welchem Geschlecht werden folgende Eigenschaften zugeordnet

Hier wurden den Studierenden Eigenschaften vorgegeben, die sie dann dem weiblichen, männlichen oder beiden Geschlechtern zuordnen sollen. Es wurde eine Auswahl an Eigenschaften gewählt, die in der Literatur vorkommt aber auch von den Interviewten genannt worden sind. Eine Mehrfachnennung war möglich.

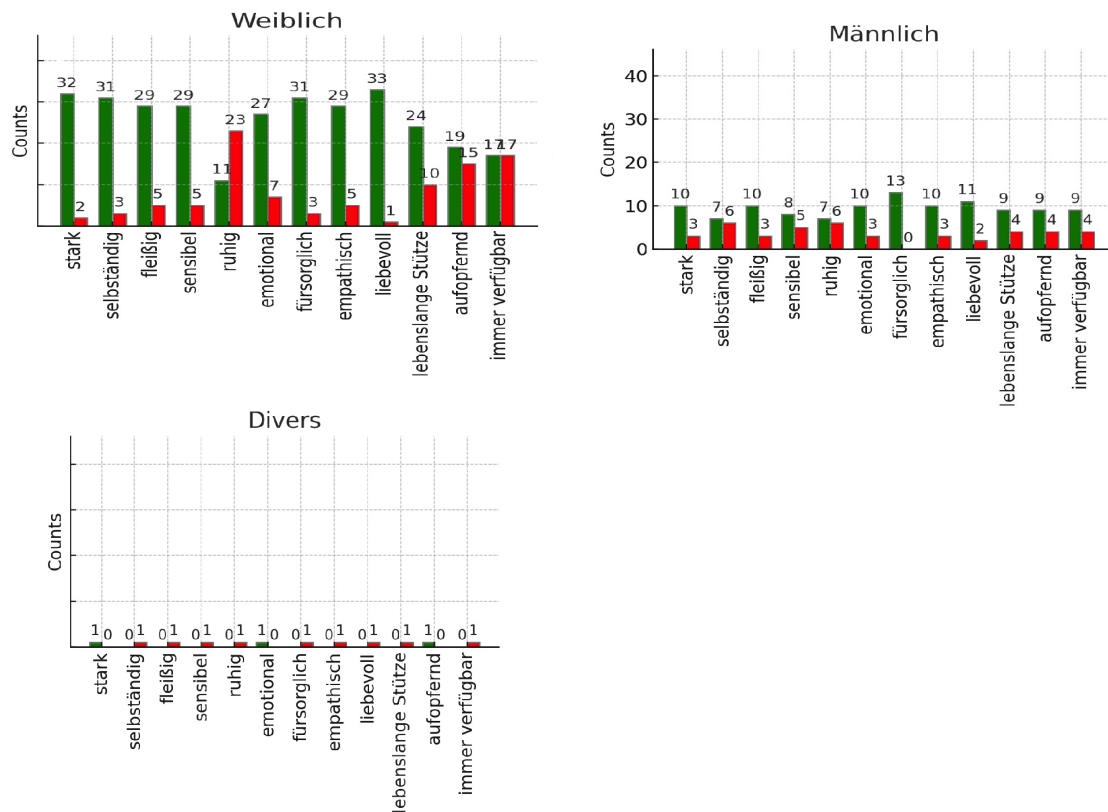


Grundsätzlich ist zu erkennen, dass die Eigenschaften mehrheitlich beiden Geschlechtern zugeordnet werden. Der Begriff stark ist jedoch hervorzuheben, da dieser, wenn er doch einem Geschlecht zugeordnet wird, einen höheren Wert erreicht, wenn dieser dem männlichen Geschlecht zugeteilt wird. Dies ist umso erstaunlicher, da stark sein von den Interviewten als eine grundsätzliche Eigenschaft von Müttern genannt wird, siehe nächste Grafik.

4.2.4. Welche Eigenschaften werden einer Mutter zugeordnet



Im Folgenden wird die Zuordnung von Eigenschaften einer Mutter nach den angegebenen Geschlechtern aufgelistet.



An diesen Grafiken wird ersichtlich, dass die Personen, die sich zu männlich oder weiblich zuordnen ähnliche Präferenzen in den zugeordneten Eigenschaften besitzen. Während die diverse Person viel weniger Eigenschaften einer Mutter zuordnet. Einzig die Eigenschaften stark, emotional und aufopfernd sind bei all diesen Geschlechter Kategorien zu finden. Dies könnte daran liegen, dass bei Personen, die sich einem bestimmten Geschlecht zuordnen, die hierbei gültigen erlernten Rollenbilder greifen.

III. Diskussion und Abschluss

5. Zusammenfassung

Im folgenden Kapitel werden die gewonnenen Erkenntnisse mit den theoretischen Grundlagen verknüpft. Gemeinhin kann gesagt werden, dass unabhängig von einer erlebten Gewalterfahrung, die Ängste über das Mutter-Sein, bestimmten zugeschriebenen Eigenschaften einer Mutter zugrunde liegen. Es muss jedoch immer im Blick behalten werden, dass die Aussagen der Interviewten immer deren subjektives Empfinden darstellen und persönliche Erfahrungen und Schwierigkeiten einen großen Einfluss auf unsere Denkmuster haben.

Um die Forschungsfrage

Welche Vorstellungen vom Mutter-Sein führen bei Frauen mit Misshandlungserfahrung als auch bei Frauen, die in einem bürgerlichen Haushalt aufgewachsen sind, zu Ängsten und somit in Folge zur Ablehnung eine Mutterschaft eingehen zu wollen?

beantworten zu können, war es wichtig, Frauen zu interviewen, die in unterschiedlichen Familienverhältnissen aufgewachsen sind und sich in der gleichen Altersklasse befinden. Wenn sie auch nicht alle aus denselben Ländern kommen, so haben sie dennoch ihren Lebensmittelpunkt in Mitteleuropa und leben in zwei Nachbarländern, in denen auch die gleiche Sprache gesprochen wird. Diese Unterschiedlichkeit in Bezug auf ihre Familien und ihre Mütter, qualifiziert sie, um als Interviewpartnerinnen in Frage zu kommen. Denn um die Forschungsfrage beantworten zu können, ist es nötig, Frauen aus unterschiedlichen Herkunftssystemen zu befragen. Dies liegt daran, dass der Fokus dieser Arbeit darin liegt, dass die Angst über ein zukünftiges Mutter-Sein nicht nur auf negativen Erfahrungen seitens der Frauen zurückzuführen ist und auch nicht nur bei solchen zu bemerken ist. Sondern es soll dem nachgegangen und sichtbar gemacht werden, dass diese Angst über Generationen hinweg vermittelt werden kann und kulturell geprägt ist (Berger und Luckmann 2018). Diese Angst wird letztlich aufgrund einer bestimmten Vorstellung, wie eine Mutter sich verhalten soll, ausgelöst und durch die Erziehung, welche die Gesellschaft mitbestimmt, um bestimmte Systeme in dieser aufrechtzuerhalten weiter gegeben. (ebd.) Mit dieser gesellschaftlichen Erwartung verbunden, sind unsere

psychischen Bedürfnisse (Vgl. Kapitel 1). Laut Grawe (2004) benötigen wir Menschen bestimmte neuronale Prozesse, damit wir Wohlbefinden und auch Stabilität in unserem psychischen Befinden erreichen können. Die Befriedigung unserer Bedürfnisse trägt dazu bei, diese Prozesse zu ermöglichen. Dies wiederum benötigt, dass wir uns an die herrschenden Überzeugungen der Gesellschaft anpassen. Eigene Grundüberzeugungen, die das Mutter-Sein betreffen, werden somit an das gesamte gesellschaftliche Denken angepasst. Dies führt dazu, dass wir manchmal bestimmte Stereotype nicht hinterfragen, wenn dies für die Person als bedrohlich eingestuft wird. Ein Hinterfragen dieser würde eine stabile und selbstbewusste Persönlichkeit voraussetzen. Dies ist allerdings bei jungen Erwachsenen, die im sozialpädagogischen Feld groß werden oder auch in einem Elternhaus aufgewachsen sind, wo sie Gewalterfahrungen machen mussten nicht immer gegeben. Hier wird aber sichtbar, dass die Bezugsbetreuung Einfluss auf die dann noch Jugendlichen haben kann und deren Selbstbewusstsein fördern kann.

Die Interviewpartnerinnen A und B haben sich auf die Interviewanfrage sofort bereit erklärt für diese Forschungsarbeit zur Verfügung zu stehen. Es war jedoch im Gesamten nicht leicht, Interviewpartnerinnen zu finden. Daher wurde das dritte Interview mit Hilfe eines Fragebogens geführt. Die dritte Interviewpartnerin (C) hat auf Grund der Interviewform (schriftlicher Fragebogen) sehr prägnant und kurz auf die ihr gestellten Fragen geantwortet. Die Emotionalität und das Ausschweifen waren bei ihr nicht zu bemerken, wie bei den anderen Frauen. Dies ist einer der Nachteile, wenn mit Fragebögen gearbeitet wird und die persönliche Beziehung und auch die Gesprächssituation wegfallen.

Die Herausforderung bei der Suche nach passenden Interviewpartnerinnen wird von der Autorin dieser Arbeit darauf zurückgeführt, dass es sich um ein Thema handelt, dass in der Öffentlichkeit geführt, mit bestimmten Stigmata behaftet ist. Zuzugeben, dass man keine Mutter werden möchte, bedarf es einer Persönlichkeit, die sich bestimmten Ansichten einer Gesellschaft widersetzen kann. Denn als Frau ein Kind zu bekommen, wird in unserer Gesellschaft nicht als persönliche Angelegenheit gesehen, sondern als eine Erwartung an Frauen (Heidinger, 2010). Es stehen auch Ängste dahinter, wie bei meinen Interviewpartnerinnen, denen man sich nicht aussetzen möchte oder aber auch kann, wenn man nicht über das entsprechende Selbstbewusstsein verfügt und das Bedürfnis nach Zugehörigkeit überwiegt.

In der Einleitung wurden Fragen gestellt, auf die im Folgenden ebenso eingegangen werden soll. Für das allgemeine Verständnis werden diese in diesem Kapitel nochmals

angeführt.

5.1. Haben die Misshandlungserfahrungen von jungen Frauen einen besonderen Einfluss auf die Entstehung einer mütterlichen Identität oder ist diese durch die von uns aufgestellten Werte, welche Mütterlichkeit definieren, im Vorfeld schon geprägt?

Die Vorstellung über das Mutter-Sein und die damit zusammenhängenden Ängste, kann bei allen drei Frauen bemerkt werden. Sowohl bei A, die, wie sie immer wieder selbst betont, ihre Mutter als sehr gut geeignet für das Mutter-Sein hält. Als auch bei den anderen jungen Frauen, die ihre Mütter einerseits „nicht unbedingt ein Paradebeispiel für eine im Allgemeinen gute Mutter“ (C 21) oder „ich sage jetzt nicht, dass meine Mama ein tolles Beispiel ist“ (B 8) einordnen. Es sind somit nicht nur die eigenen Erfahrungen, die dazu führen, nicht dem Ideal einer guten Mutter entsprechen zu können, verantwortlich für die Angst vor dem Mutter-Sein. Sondern es sind Vorstellungen oder auch Mutterleitbilder (Diabaté, 2018), die scheinbar übermächtig in manchen Frauen wirken, dass sie sogar dazu führen, nicht Mutter werden zu wollen. Ebenso geben bestimmte Theorien, wie etwa die Psychoanalytische als auch die Lerntheoretische, Erklärungen warum die Mutter und deren Art die Mutterschaft auszuüben von großer Wichtigkeit für die nachfolgende Generation und deren Tun ist. (vgl. Kapitel 2 Mertens; Rohde-Dachser, 1996; Kasten, 1996)

Interviewpartnerin B und C weisen explizit darauf hin, dass sie genau dieses Verhalten weitergeben können oder auch wie B meint:

„Ich bin sehr wie meine Mutter. Auch explosiv, (...) weil ich bin 1:1 wie meine Mama, wahrscheinlich, weil ich es auch nicht wirklich gut anders kenne.“ (B 49-52)

Interessant ist, dass bei Interviewpartnerin A, genau die vorbildliche Funktion, wie sie auch in der Literatur immer wieder gefunden wird, als angstausslösend empfunden wird und genau dazu führt, dass sie Angst davor hat nicht zu genügen:

„eben weil ich auch Angst habe, dass ich dieser Vorstellung nicht gerecht werde.“
(A 290-291)

Sie hat keine psychischen oder physischen Gewalterfahrungen gemacht, die bei den anderen beiden Frauen zu deren Angst geführt haben, nicht zu entsprechen. Jedoch hat

das Vorbild ihrer Mutter insofern Spuren hinterlassen, dass sie meint diese nicht erfüllen zu können. Dies wiederum, um letztlich dem Bild der guten Mutter zu entsprechen, das gesellschaftlich anerkannt ist und welches von Frauen gelebt werden soll. Die Mutter, die Hauptverantwortliche, die das eigene als auch das familiäre Leben managt und grundsätzlich bei Nichterreichen versagt (Heidinger, 2010; Hungerland, 2018). Diese Eigenschaft einer Mutter, über allem zu stehen und perfekt zu sein, macht A Angst, dies überhaupt erfüllen zu können. Die Verantwortung, die ihr gegenüber immer eingenommen wurde, ist zu einem Grundwert für sie geworden, den es auch für sie in Zukunft zu erfüllen gilt. "Muttern" (Chodorow, 1994, S.10) beinhaltet viel Verantwortung und damit verbunden auch Stress und Niederlagen.

5.2. Werden junge Frauen, die nicht in bürgerlichen Familienverhältnissen aufgewachsen sind, mehr von Ängsten über das Mutter-Sein geplagt als Frauen, die in einem behüteten Umfeld aufwachsen?

Bis auf wenige Ausnahmen existiert bei den interviewten Frauen eine gemeinsame Art des Sprechens über deren Vorstellungen, wie eine Mutter sich benehmen sollte aber auch welche Eigenschaften ihrer Rolle und somit auch ihrem Geschlecht zugeschrieben werden. Gemeinsam ist allen drei Frauen, dass diese Vorstellungen Ängste in diesen hervorrufen, ob sie diesem Bild von einer Mutter, dass sie letztlich selbst mit erzeugen und somit auch aufrecht erhalten, auch gerecht werden können. Das Mutter-Sein und die damit verbundenen Ängste werden somit durch den allgemein geführten Diskurs, wie eine Mutter sich zu verhalten hat und agieren soll, unterstützt.

Der Unterschied besteht lediglich darin, dass Frauen, die auf Grund ihrer negativen Erfahrungen in der Kindheit, diese als Argumentation nehmen, warum sie selbst nicht geeignet als Mutter wären. Diese Ängste lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Geerbte emotionale Probleme. Das heißt, dass das Verhalten der Mutter von ihnen erlernt wurde. Dies beruht erneut auf der Nachahmungstheorie, die von Kasten aufgestellt worden ist.
- Angst vor Überforderung und Übertragung von den eigenen Unzulänglichkeiten auf das Kind.
- Familie wird mit Schmerz in Verbindung gesetzt. Diese negativen Assoziationen

verstärken die Abwehr eine eigene Familie zu gründen.

Dies wird darauf zurückgeführt, dass die Vorstellung der Kleinfamilie von Harmonie geprägt ist. Familie ist der Ort, wo man sich von der Arbeitswelt zurück zieht und sie wurde, wie schon in Kapitel zwei beschrieben „...zur Insel der friedlichen Häuslichkeit stilisiert, abgeschottet von den als bedrohlich empfundenen Mächten des Draußen“ (Rerrich, 1988, S. 36). Wenn nun die Häuslichkeit nicht harmonisch war, sondern bedrohlich, entsprach dies ganz und gar nicht der Vorstellung von Familie, die 'normal' ist. Das heißt 'man kann Familie oder auch Mutter nicht', weil man es anders vermittelt bekommen hat. Hier ist wieder die Lernerfahrung das Element der Begründung. Im Gegenteil dazu die Angst des Versagens bei der jungen Frau, die ihre Mutter als gut empfunden hat und nicht weiß, ob sie diesem Bild auch entsprechen kann oder aber auch will. Da dies mit sehr viel Anstrengung verbunden ist.

5.3. Wie definieren die jungen Frauen die Vorstellungen über das Mutter-Sein und die damit verbundenen Ängste?

Wie aus den vorherigen Kapiteln herauszulesen ist, wird Mutter-Sein mit folgenden Vorstellungen verbunden:

- Eine Mutter übernimmt sehr viel **Verantwortung** für einen anderen Menschen. In diesem Zusammenhang ist sie einerseits für das gesundheitliche Wohlergehen aber auch für die Lernerfahrungen des Kindes verantwortlich. Damit dieses im weiteren Leben bestehen kann. Diese Vorstellung der Hauptverantwortung und des ganz großen Vorbild für einen anderen Menschen, ein "Übertier" (A-98-103) zu sein, löst großen Respekt aus. Die Macht, die einer Mutter hier übertragen wird, wird bei den Frauen als Bedrohung zu Versagen und etwas Einschränkendes wahrgenommen. Da bei der jungen Frau mit sozialpädagogischem Hintergrund andere Menschen die Verantwortung übertragen bekommen haben, als ihre Eltern, ist dies bei ihr nicht so als Vorstellung zu bemerken. Sie überträgt diese Verantwortung ihren SozialpädagogInnen zu.
- Auf Grund der **eigenen positiven Erfahrung mit der eigenen Mutter** kann sie, eine Mutter, dies auch wieder weitergeben. Es setzt somit voraus, positive Erfahrungen mit der eigenen Mutter gesammelt zu haben, damit sie selbst auch

eine gute Mutter sein können. Dies entspringt laut C einer dementsprechenden Erziehung, die einen bestimmten Muttertyp fördert (C 1-3) und schließt somit Frauen aus, die dies nicht erlebt haben. Wohlgemerkt mit der eigenen Mutter. Hier kommt bei B der Aspekt der Bezugsbetreuerin hinzu, wo diese schon auch zugibt, dass sie mit dieser positive Beziehungserfahrungen sammeln konnte und dennoch der Wunsch bestand in das Kinderdorf zu kommen, um eine Mutter zu haben. (B 119-123). Für A ist wiederum die Erfahrung mit ihrer Mutter zu positiv, dass es für sie als ein sehr hohes Ideal gesehen wird, welches sehr großen Respekt erhält (A 98-103).

- Ausserdem ist **eine Mutter von Grund auf ein Mensch, der sich gerne um andere kümmert oder diese auch bemuttert** (Chodorow, 1994). Das schließt auch mit ein, dass eine Mutter auch mit anderen Menschen gut kann (A 114-116). Es wird bei A auch nicht davon ausgegangen, dass jemand anderer sich um das Kind oder die Kinder kümmern könnte. Für C ist es ein bestimmter Muttertyp, der glücklich ist, wenn sie sich kümmern kann und eine Familie hat (C 19-20).
- Eine weitere Voraussetzung ist, dass **eine Mutter sich schon etwas aufgebaut hat**, eine Ausbildung absolviert hat und finanziell auf eigenen Beinen steht. Damit einhergehend sollen Erfahrungen gemacht worden sein und eigene Werte entstanden sein, die sie somit weitergeben kann. Eine Partnerschaft soll bestehen und diese auch als wichtig empfunden werden. Dies wird von allen drei Interviewpartnerinnen angenommen.
- Durch das verfügbar sein und kümmern entsteht eine finanzielle **Abhängigkeit von einem Partner**. Unabhängig davon wird diese Abhängigkeit als etwas gesehen, dass eine Frau gerne eingeht, auch als eine Rücksichtnahme auf das Kind, dass eine Mutter zeitlich mehr verfügbar ist.
- Hierbei helfen ihr **bestimmte Eigenschaften**, wie etwa Empathie und Stärke. Aber auch die noch immer gültige Annahme von Mutterliebe, die sich darauf stützt, dass Mütter mehr mit ihren Kindern verbunden sind, da sie diese auch austragen und gebären. (Diabaté, 2018) Mit Mutterliebe wird auch der fehlende Egoismus bei Müttern verbunden. Einzig und allein der Blick auf das verantwortete Kind ist wichtig. Unabhängigkeit und eigene Interessen haben keinen Platz. Somit auch nicht Spaß in den Augen der jungen Frauen.

- Die **immer währende Unterstützung der eigenen Kinder über das gesamte Leben**, wird als etwas sehr schönes empfunden, immer Halt und Rat zu bekommen. Die Mutter als ein Ort der Sicherheit (B 217). Auch für B, die solch einen Ort als Erwachsene nicht mehr hat, da die sozialpädagogische Betreuung mit der Volljährigkeit endet. Die Mutter, die immer weiß wie sie handeln soll. Als auch immer da ist und unterstützt. Mit der Voraussetzung, dass sie dies auch immer tun möchte. Selbst bei A wird die Mutter hervorgehoben und nicht auch der Vater erwähnt, der auch eine Möglichkeit der Unterstützung sein kann, um sich in Zeiten der Unsicherheit nicht alleine zu fühlen.
- Die **Doppelbelastung** von Erziehung/Haushalt und Erwerbstätigkeit wird für A dadurch gelöst, dass die Mutter auf Karriere verzichtet. Dies wird aber von A als etwas gesehen, dass nicht gut lösbar ist. Sie nennt es einen Spagat (A 47-59). Man kann an ihren Aussagen erkennen, dass sie hier das System kritisiert und hier erkennt, dass ein Bild einer Mutter durch diverse Medien erstellt wird.

An Hand all dieser Vorstellung der Interviewpartnerinnen kann man die in Kapitel eins und zwei erwähnten Konstruktionen und Mutterleitbilder herauslesen. Die 'Normalvorstellung' vom Mutter-Sein wird hier wiedergegeben. Vorstellungen, die laut Berger und Luckmann „...als gesichert und gesellschaftlich bewährt erlebt werden“ (Berger/Luckmann, 2018). Die Mutter, die nach bestimmten Vorstellungen handeln soll und auch bestimmte Eigenschaften haben soll. Die "verantwortete Mutterschaft" (DiabatéS, 2018; S. 2013) oder auch laut Tolasch eine "sozial besondere vergeschlechtlichte Sorgebeziehungs-konstruktion" (Tolasch, 2016; S. 44) erzeugt Unsicherheit und letztlich Angst, als auch eine Ablehnung, eine Mutterschaft eingehen zu wollen.

Die Ängste entstehen dadurch, dass einerseits Überforderung entsteht, da die Annahme gegeben ist, dies auch so leisten zu müssen. Als auch die Annahme, dass sie dies nicht erbringen können, weil sie anders aufgewachsen sind und nicht dem 'Normalbild' einer Familie entspringen. Wenn man jedoch das Normalbild einer Familie vor dem 18. Jahrhundert betrachten würde, dann wäre die sozialpädagogische Betreuung in einer Wohngemeinschaft ebenso als eine 'normale' Familienkonstellationen anzusehen. Die Gemeinschaft, die damals zusammen gelebt und gearbeitet hat (Lenz/Böhnisch 1997). Das friedliche und geschützte zu Hause entstand erst durch die Entstehung des Bürgertums im 18. Jahrhundert.

5.4. Gibt es durch die sozialpädagogische Betreuung Möglichkeiten, um eine korrigierende Erfahrung zu ermöglichen und somit die Ängste der jungen Frauen zu reduzieren oder ist die soziale Einbettung dieses Diskurses unbewusst festgefahren?

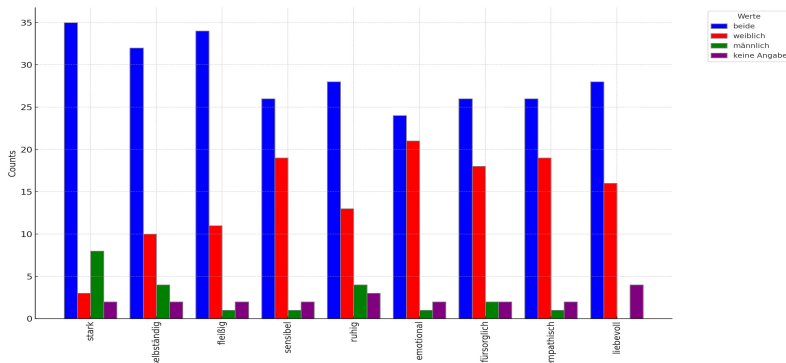
Aus allen Interviews geht hervor, dass die Mutter eine wichtige Bezugsperson für die jungen Frauen darstellt. Dieser wird ein Stellenwert eingeräumt, der auch nicht von einer anderen Person ersetzt werden kann. Sie bekommt sozusagen einen exklusiven Charakter, auch wenn diese, so wie bei B, nicht verfügbar ist. Dennoch kann gesagt werden, dass andere Bezugspersonen, wie im Fall von B, Einfluss auf deren Sichtweise haben können, wie man an ihren Aussagen über ihre Bezugsbetreuerin feststellen kann. Somit wird der Schuldzuschreibung, wenn es um die Entwicklungsfähigkeit von Kindern geht, der Mütter immer wieder noch ausgesetzt sind, ein Maß an Intensität genommen.

Am Beispiel der Interviewpartnerin B kann erkannt werden, welchen Einfluss die sozialpädagogische Betreuung auf Jugendliche hat. Sie erwähnt immer wieder, dass sie durch diese Unterstützung erhalten hat. Kritisiert aber auch, dass diese Unterstützung auch endet. Man kann somit erkennen wie wichtig es ist, in der Ausbildung den Fokus darauf zu legen, dass diese sich dieser Verantwortung bewusst werden und somit die Aufrechterhaltung von Stigmata nicht weiter unterstützen. Dies würde bedeuten, dass weiterhin bestimmte Eigenschaften Müttern zugeschrieben werden. Grundsätzlich kann man beobachten, dass im sozialpädagogischen Kontext großer Wert darauf gelegt wird, dass die BetreuerInnen kein Mutterersatz sind. Sondern es wird strikt getrennt in den Status der Mutter und die sozialpädagogischen BetreuerInnen. Diese nehmen eine aufsichtsführende als auch pflegerische Position ein, wenn die Kinder nicht bei der Mutter sein können. Umso wichtiger wird hier, dass diese Personen selbstreflektiert an ihre Arbeit herangehen und bestimmte Vorurteile nicht weiter geben. Die strikte Trennung in BetreuerInnen und Mutter oder auch Eltern hat den Grund, dass der Bezug zum Elternhaus auch im Fokus der Besserung liegt. Es in der sozialpädagogischen Arbeit darum geht, die Kinder wieder zu ihren Eltern zurückzuführen.

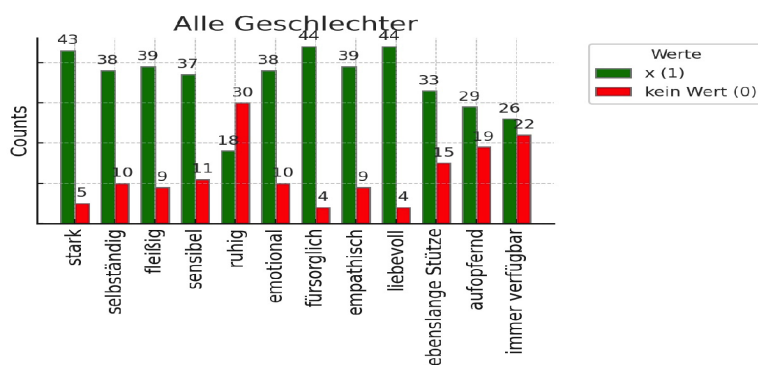
Es soll an dieser Stelle auf den Fragebogen eingegangen werden, der an einer Ausbildungsstätte für SozialpädagogInnen verteilt wurde. In der durchgeführten Umfrage

sind von achtundvierzig TeilnehmerInnen (34 weiblich, 13 männlich und 1 divers) ausgefüllte Fragebögen zurück gekommen. Dies spiegelt die hohe Anzahl von weiblichen Beschäftigten im Care Bereich wieder (Petioky, 2020).

Im Folgenden sollen einfachheitshalber nochmals die Statistiken für die Zuschreibung von Eigenschaften gezeigt werden, auf die nun eingegangen wird. Zuerst soll auf die Statistik Bezug genommen werden, die die Frage welche Eigenschaften auf Frauen, Männer oder auch auf beide Geschlechter zugeschrieben werden abbildet.



Weiters wird die Frage welche Eigenschaften einer Mutter zugeordnet werden abgebildet. Hier werden die Antworten von allen abgefragten Geschlechtern gemeinsam gezeigt. Die Aufteilung der Antworten zu den jeweiligen Geschlechtern, ist in Kapitel drei nachzulesen. Die Ergebnisse spiegeln die Einordnung, die die interviewten Frauen genannt haben wieder. Zusätzlich wurden noch andere Kategorien abgefragt, um ein größeres Gesamtbild zu erhalten.



Auf die Frage ob die zukünftigen BetreuerInnen, die auch als BezugsbetreuerInnen arbeiten werden, sich vorstellen können am Mutterbild der zu Betreuenden etwas zu verändern, antwortete die Mehrheit mit ja. Interessant war auch die Antwort von zwei Männern, die dies verneinten und mit ihrem biologischen Geschlecht begründeten. Das

heißt es ist grundsätzlich die Motivation da, etwas verändern zu wollen. Die durchgeführte Umfrage über die Zuordnung der Eigenschaften einer Mutter zeigt jedoch, dass bestimmte Eigenschaften einer Mutter auch von diesen Personen angenommen und zugeordnet werden. Wenn es darum geht Eigenschaften grundsätzlich einem Geschlecht zuzuordnen zu müssen, kann man sehen, dass mehrheitlich allen Geschlechtern die Begrifflichkeiten zugeordnet werden. Hier findet wenig Einordnung in biologische Geschlechter statt. Wenn es aber explizit um die Mutter geht, werden hier die von uns verinnerlichten Mutterleitbilder (Diabaté 2018) wiedergegeben. Hier wirkt der Habitualisierungsprozess laut Berger und Luckmann (2018). Wir verinnerlichen damit bestimmte Zuschreibungen, um Sicherheit zu bekommen. Was auch wieder einen Rückbezug auf die Bedürfniserfüllung von uns Menschen zulässt. Das heißt es bedarf noch mehr Aufklärungsarbeit und Reflexion einerseits in der Ausbildung aber auch grundsätzlich von den Studierenden selbst.

In der sozialpädagogischen Betreuung und deren System kann auch als erschwerender Faktor genannt werden, dass die hohe Fluktuation im sozialpädagogischen Bereich nicht förderlich für die bereits erlebten Bindungsabbrüche der Kinder/Jugendlichen ist. Soziales Lernen wird hier somit immer wieder unterbrochen und an eine neue Person gekoppelt. Dies bedeutet immer wieder die Herausforderung für das Kind/die Jugendlichen einen neuen Vertrauensprozess eingehen zu müssen. Auf der anderen Seite kann dadurch aber auch die Verschiedenartigkeit von Menschen 'erlernt' werden. Dass es somit nicht normal ist immer nur auf eine bestimmte Art und Weise sein zu müssen, sondern, dass man anders sein darf und trotzdem Wertschätzung erhält.

Außerdem wäre es wünschenswert, wie auch von B erwähnt, dass es eine weiterführende Betreuung für fremdbetreute Jugendliche gäbe und nicht ein Beziehungsaus nach dem 18. Lebensjahr, da dann die gesetzliche Betreuungspflicht beendet ist. Hier wird bewusst eine neutrale Form des Geschlechts gewählt, da auch anders geschlechtliche Jugendliche mit Ängsten oder auch anderen Problematiken zu kämpfen haben und sich dann mehr oder minder damit allein gelassen fühlen. Die mittlerweile geschaffene Beratungsstelle von der Stadt Wien für junge Erwachsene, die in sozialpädagogischen Einrichtungen betreut wurden, so genannte Care Leaver, stellt bis zum 24. Lebensjahr kostenlose Beratung zur Verfügung. Dies beinhaltet z.B. folgende Themen: Ausbildung, Gesundheit, Beziehung und Sexualität, Finanzen und Behörden. Dennoch ist auch hier ein Ende absehbar und der

Wechsel von BeraterInnen, je nach Verfügbarkeit, inkludiert. (Stadt Wien)

5.5. Welchen Einfluss haben unsere Bedürfnisse auf die Aufrechterhaltung dieser Denkstrukturen?

Unsere psychischen Bedürfnisse nach Grawe (2004) haben großen Einfluss auf unsere Gesundheit und unser Verhalten. Je nachdem welchen Stellenwert wir bestimmten Bedürfnissen wie etwa Kontrolle/Sicherheit, Unlustvermeidung, Lustgewinn, Selbstwert oder auch Bindung geben, hat dies großen Einfluss darauf wie wir unser Leben gestalten. Grundsätzlich ist es wichtig, all diese Bedürfnisse im gleichen Ausmaß zu befriedigen, es kann jedoch vorkommen, dass wir auf Grund bestimmter Erfahrungen in unserem Leben manchen von diesen Bedürfnissen den Vorrang geben. Dies ist auch immer mit unseren Erfahrungen in der Kindheit zu sehen. Da die Bedürfniserfüllung dort von uns erlernt wird. Das heißt wir sind am Anfang unseres Lebens von anderen Menschen abhängig, dass unsere Bedürfnisse nach z.B. Nahrung, Sicherheit, Bindung erfüllt werden. Je nachdem wie gut oder schlecht diese von diesen erfüllt werden, umso weniger oder mehr müssen wir selbst danach schauen, diese zu erfüllen und bestimmte Strategien dafür anwenden, die dann bis in unser Erwachsenenalter gültig sind. Oder auch bis wir selbst erkennen, dass diese nicht mehr zielführend sind. Wenn nun bestimmte Normalitätskriterien als gültig in unserer Gesellschaft angesehen werden und der Selbstwert sich auf Grund der fehlenden Bedürfnisbefriedigung nicht gut entwickeln konnte, durch auch z.B. Missbrauchserfahrungen aber auch Überforderungen gesundheitlichem Ursprungs. Dann kann dies dazu führen, dass diese auch nicht hinterfragt werden und somit übernommen werden, um in weiterer Folge wieder die eigenen Bedürfnisse nach z.B. Sicherheit, Bindung, Unlustvermeidung oder auch Selbstwerterhalt zu erfüllen. Die These von Berger und Luckmann, dass die "...gesellschaftliche Wirklichkeit eine Konstruktion ist, an der jedes Individuum beteiligt ist (Abel, 2010, S. 88)", führt durch den Wunsch nach Bedürfnisbefriedigung dazu, dass die Veränderung in der Gesellschaft leider sehr langsam vor sich geht. Somit werden Stereotype, die in unserer Gesellschaft als 'normal' angesehen werden abhängig von unserem Aufwachsen und der Unterstützung, die wir durch andere Menschen in unserem Umfeld erfahren.

6. Fazit

Ziel dieser Arbeit war es folgende Frage zu untersuchen:

Welche Vorstellungen vom Mutter-Sein führen bei Frauen mit Misshandlungserfahrung als auch bei Frauen, die in einem bürgerlichen Haushalt aufgewachsen sind, zu Ängsten und somit in Folge zur Ablehnung eine Mutterschaft eingehen zu wollen?

Dafür wurden im theoretischen Teil die Grundlagen, die dieser Frage zugrunde liegen, erläutert. Im empirischen Teil wurden die Interviews mit drei Frauen als auch ein Fragebogen ausgewertet. Allgemein kann geschlussfolgert werden, dass die gegebene biologische Funktion des Gebärens von Frauen automatisch als eine Verpflichtung angesehen wird, die es gilt, auszuüben. Die Ausübung des Mutter-Seins ist auch mit bestimmten Verhaltensweisen verbunden, die als normal und einer Frau eigen angesehen werden. Damit wird argumentiert, dass Mutter-Sein etwas Weibliches ist und Sorgearbeit wird somit einem Geschlecht zugeordnet (Tolasch, 2016). Frauen, auch die Interviewpartnerinnen in dieser Arbeit, meinen somit immer, dass sie eine Entschuldigung anführen und begründen müssen warum sie nicht Mutter sein möchten. Ausserdem wird die Sorgearbeit immer mit positiv gewerteten Eigenschaften einer Mutter verbunden.

Die durch diese Arbeit sichtbar gemachten Ängste sollen aufmerksam machen, dass ein erwartetes Gesellschaftsbild letztlich auch Auswirkungen auf die Psyche von Menschen haben kann und diese zu einem Konflikt mit sich selbst führen kann. Es sind somit nicht nur die körperlichen oder psychischen Misshandlungen, die zwei der Interviewpartnerinnen ausgesetzt waren, die zu diesen Ängsten führen, sondern auch, wie bei A zu sehen ist, ein Vorleben von Werten, die gepaart mit anderen individuellen Aspekten zu der Entstehung von Angst und Ablehnung des Mutter-Seins führen.

Die Ursache für die hier dargestellten Ängste können darin liegen, dass man im Vorfeld nicht selbst ein sozial erwünschtes Verhalten seiner Mutter erfahren hat und somit Zweifel hat, ob man überhaupt ein solch gesellschaftlich erwünschtes Verhalten zeigen kann. Aber auch die eigene Vorstellung, wie man sein Leben leben möchte, die durch die gesellschaftliche Weitergabe von Eigenschaften, die eine Mutter verkörpern soll, für einen

selbst nicht vereinbar sind. Zusätzlich soll durch die Ablehnung einer Mutterschaft dem Druck entgegengewirkt werden, der Frauen und auch Männer in eine bestimmte Verhaltensweise - man könnte es auch Stereotyp nennen - drängt, der sie nicht entsprechen können oder wollen. Aus dem ergibt sich der Zusammenhang mit den psychischen Bedürfnissen von uns Menschen. Wir möchten gerne Sicherheit in unserem Tun haben, zu einer Gruppe dazugehören und anerkannt werden. Der Wunsch nach Anerkennung ist damit gekoppelt, dass wir uns nach bestimmten Regeln ausrichten, die von der Gesellschaft anerkannt werden. Menschen mit einem hohen Selbstwert können hier vielleicht mehr nach ihren eigenen Wünschen agieren und trotzdem gibt auch hier der systemische Rahmen, wie etwa, ob genügend Kinderbetreuungsplätze vorhanden sind, Grenzen vor. Bei Menschen jedoch, die von Geburt an nicht die Anerkennung erhalten haben, um dieses auszubilden, wirkt umso stärker, dass sie sich lieber den geltenden Regeln stärker unterwerfen und diese erfüllen wollen.

Die Rolle von BezugsbetreuerInnen ist hier eine sehr bedeutende. Denn durch die Beziehung und deren Haltung zu ihnen, können Jugendliche lernen, dass sie und auch ihre Bedürfnisse wertvoll sind. Durch das Eingehen auf sie und ihre Bedürfnisse kann eine Heilung erfolgen, die letztlich ein Umdenken bei den Betroffenen möglich macht und deren Selbstwert stärken kann. Dieser hilft dann auch dabei, sich Herausforderungen zu stellen, wie etwa eine Mutterschaft einzugehen. Aber auch die weiterführende Betreuung von fremdbetreuten Jugendlichen über die Volljährigkeit hinaus, kann Sicherheit geben.

Es erfordert aber auch von den BezugsbetreuerInnen ein ständiges Reflektieren ihres Tuns und somit auch denken. Das Umdenken von BetreuerInnen, Betroffenen oder auch einfach uns BürgerInnen hilft jedoch nicht, die systemischen Grenzen, wie etwa Betreuungsplätze zu verändern. Hier bräuchte es ein mehrheitlich gesellschaftliches Umdenken, das durch neue systemische Regeln verändert wird.

7. Literatur

- Abel, Heinz (2010): Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag., S. 87-114. 5. Aufl.
- Badinter, Elisabeth (1981): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: Piper.
- Bakermans-Kranenburg (2019): (Online) Birth of a father. Fathering in the first 1000 days. <https://srcd.onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/cdep.12347> (abgerufen am 5.10.25).
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1988a): Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit. München: Beck.
- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (2018): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer 27. Aufl.
- Biermann, Ingrid (2002): Die einfühlsame Hälfte. Weiblichkeitsentwürfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Familienratgebern und Schriften der Frauenbewegung. Bielefeld. Kleine.
- Bjerrum Nielsen, Harriet; Rudberg, Monica (1996): Zur Frage der Geschlechterdifferenz. Weibliche Subjektivität und ihre Veränderung im Generationenkontext. In: Mens-Verhulst van, Janneke (1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer, S.71-86.
- Böhnisch, Lothar; Lenz, Karl (1997): Zugänge zu Familien-ein Grundlagentext. In: Böhnisch, Lothar; Lenz, Karl (Hrsg.) (1997): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 9-63.
- Brüsemeister, Thomas (2008): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften VS. 2. Aufl.
- Burgess, Ernest W.; Locke, Harvey J.(1945): The family. From Institution to Companionship. New York: American Book Company.
- Bussey, K. & Bandura, A. (1999). Social cognitive theory of gender development and differentiation. *Psychological Review*, 106(4), 676–714. <https://doi.org/10.1037/0033-295X.106.4.676> (abgerufen 20.9.25)
- Chodorow, Nancy (1994): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive. 4. Aufl.
- Condry, John, Condry, Sandra (1976): Sex differences: A study in the eye of the beholder. *Child Development* 47: 812-819.

- Conrad, Judith (2020): Das Geschlecht bin ich. Vergeschlechtlichte Subjektwerdung Jugendlicher. Wiesbaden: Springer VS.
- Dannhauer, Heinz (1973): Geschlecht und Persönlichkeit. Eine Untersuchung zur psychischen Geschlechtsdifferenzierung in der Ontogenese. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaft VEB.
- Dausien, Bettina (2006): Repräsentation und Konstruktion. Lebensgeschichte und Biographie in der empirischen Geschlechterforschung. In: Brombach, Sabine/Wahrig, Bettina (Hrsg.): LebensBilder. Leben und Subjektivität in neueren Ansätzen der Gender Studies. Bielefeld: transcript, S. 179-212.
- De Beauvoir, Simone (2018): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt. 18.Auflage.
- De Kanter, Ruth (1996): Töchterliche Lebensentwürfe. „Später, wenn ich groß bin, werde ich Papa-dann haben wir auch einen Vater im Haus.“ (Hanna, vier Jahre) In: Mens-Verhulst van, J.(1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer. S. 47-58.
- Deaux, Kay/Marianne LaFrance (1998): Gender. In: Gilbert, Daniel T./Susan T. Fiske/Gardner Lindzey(Hrsg.) (1998): The Handbook of Social Psychology (4th ed., Vol. 1). Boston: McGraw-Hill, S. 788-827.
- De Sotello, Elisabeth (2016): Politikwissenschaftliche Perspektiven auf Mutterschaft. Ein neues Geschlechter- und Generationenverhältnis. In: Krüger-Kirn, Helga; Metz-Becker, Marita; Rieken, Ingrid (Hg.) (2016) : Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Bonn: Psychosozial-Verlag, S. 87-104.
- Drerup, Heiner (1997): Mütterlichkeit als Mythos. In: Böhnisch, L.; Lenz, K. (Hrsg.) (1997): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 81-97.
- Diabaté, Sabine (2018): Mutterleitbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Schneider, Norbert F.; Diabate, Sabine; Ruckdeschel, Sabine (Hrsg): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Band 48, Opladen: Buderich, S. 207-226.
- Duden Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Abhaengigkeit> (abgerufen am 08.04.24).
- Duden Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Geschlecht> (abgerufen am 08.04.24).

- Duden Online: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Verantwortung> (abgerufen am 08.04.24).
- Duden Online: https://www.duden.de/ueber_duden/verlagsgeschichte (abgerufen am 08.04.24).
- Eckes, Thomas (1997): Geschlechterstereotype: Frau und Mann in sozialpsychologischer Sicht. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Fatke, Reinhard (1995): Fallstudien in der Pädagogik. Einführung in den Themenschwerpunkt. (Online) https://www.pedocs.de/volltexte/2015/10523/pdf/ZfPaed_1995_5_Fatke_Das_Allgemeine_und_das_Besondere_in_Fallgeschichten.pdf (abgerufen am 5.10.25).
- Flick, Uwe (2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Forster, Johanna(2005): Die aktuelle Geschlechterdiskussion-Ergebnisse, Suchperspektiven und Fragen für die pädagogische Praxis im Vorschulbereich. Zukunftshandbuch Kindertagesstätte (KiTa), Heft 3. (Online) https://static.uni-graz.at/fileadmin/urbi-institute/Erziehungsbildungswissenschaft/Allgemeine_Paedagogik/Bilder_AP/Texte/3_Forster_Aufsatz_Geschlechterdebatte.pdf (abgerufen am 8.3.24).
- Freud, Anna (2012): Das Ich und die Abwehrmechanismen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag. 22. Aufl.
- Gildemeister, Regine; Carol Hagemann-White (2005): Sozialisation: Weiblich-Männlich? In: Löw, Martina.; Mathes, Mathes (2005): Schlüsselwerke der Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 194-213.
- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, Claudia; Wiechens, Peter (Hrsg.): Geschlecht Ethnizität Klasse. Wiesbaden: VS Verlag, S. 65-87.
- Gildemeister, Regine; Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gildemeister, Regine (2019): Doing Gender: eine mikrotheoretische Annäherung an die Kategorie Geschlecht. In: Kortendiek, Beate et al. (Hrsg.) (2018): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer. S. 409-417.
- Grawe, Klaus (2004): Neuropsychotherapie. Göttingen: Hogrefe.

Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: weiblich-männlich? Opladen: Leske + Budrich.

Hagemann-White, Carol (2004): Sozialisation - ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? In: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.) (2004): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 146-156.

Hays, Sharon (1998): Die Identität der Mütter: Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart: Klett-Cotta.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner, Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363-393.

Heidinger, Isabella (2010): Das Prinzip Mütterlichkeit-geschlechterübergreifende soziale Ressource. Gegenstandstheoretische und handlungsorientierte Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.

Hobmair, Hermann (Hrsg.) et al (2014): Pädagogik. Wien: Verlag Jugend und Volk.

Hohes Haus Sendetermin am 24.9.23 (8:22-23:14)

Hungerland, Beatrice (2018): "Mutterliebe kann berge versetzen." - Konzepte von Mutterschaft in (west-)deutschen Elternratgebern des 20. Jahrhunderts. In: Krüger-Kirn, Helga; Laura Wolf (Hrsg.) (2018): Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 28-42.

Institut für Demoskopie Allensbach (2020): Elternschaft heute. Eine Repräsentativbefragung von Eltern unter 18-jähriger Kinder, (online) https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/IfD/sonstige_pdfs/8214_Elternschaft_heute.pdf (abgerufen am 5.10.25).

Kasten, Hartmut (1996): Weiblich-männlich. Geschlechtsrollen und ihre Entwicklung. Berlin Heidelberg: Springer.

Kleine-Katthöfer, Günther (2001): Grundbausteine Sozialpädagogik. Didaktik/Methodik. Köln: Stam Verlag.

Krüger-Kirn, Helga (2016): Mutterschaft und weibliche Identität. Psychoanalytische und geschlechterkritische Überlegungen. In: Krüger-Kirn, Helga; Metz-Becker, Marita; Rieken, Ingrid (Hg.) (2016) : Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Bonn: Psychosozial-Verlag, S. 125-148.

- Kutz, Angelika (2016): Double-Bind-Kommunikation als Burnout Ursache. Berlin Heidelberg: Springer.
- Lamnek, Siegfried (2010): Qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel: Beltz.
- Landweer, Hilge (2000): Philosophie. In: Von Braun, C.; Stephan, I. (Hrsg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhaltung und Carl Ernst Poeschel Verlag, S. 231-246.
- Leira Halldis; Krips, Madelien (1996): Mutterschaft im Mythos. In: Mens-Verhulst van, Janneke (1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer, S. 121-138.
- Malich, Lisa; Weise, Susanne (2022): Historische Mutterschaftsdiskurse. In: (Online) Haller, Lisa Yashodhara; Schlender, Alicia (Hrsg.) (2022): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. https://www-jstor-org.uaccess.univie.ac.at/stable/pdf/j.ctv25c4z9b.5.pdf?refreqid=fastly-default%3A9a2a62857234951d442584301da053dc&ab_segments=&origin=&initiator=&acceptTC=1 (abgerufen am 28.2.24).
- Maslow, Abraham (2008): Motivation und Persönlichkeit. 11. Aufl. Reinbek bei Hamburg: RoRoRo Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Mayring, Philipp A.E. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken. Weinheim: Beltz Verlag. 5. Auflage.
- Mayring, Philipp A.E. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Beltz: Weinheim und Basel. 11. Auflage.
- Mead, George Herbert (2013): Geist, Identität und Gesellschaft. 17. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch.
- Mead, Margaret (1992): Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt. Mit einem Nachwort von Imogen Seger. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein.
- Mertens, Wolfgang, Rohde-Dachser, Christa (1996): Vorwort. In: Mens-Verhulst van, Janneke (1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer, S. 7-8.
- Mens-Verhulst van, Janneke (1996): Mütter und Töchter: Was kommt danach? In: Mens-Verhulst van, Janneke (1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer, S. 221-228.
- Metz-Becker, Marita (2016): Mythos Mutterschaft. Kulturhistorische Perspektiven auf den Frauenalltag des 18. und 19. Jahrhundert. In: Krüger-Kirn, Helga; Metz-Becker, Marita; Rieken, Ingrid (Hg.) (2016): Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Bonn: Psychosozial-Verlag, S.19-44.

- Petioky, Christine (2020): Der Gesundheits- und Sozialbereich als Tätigkeitsbereich von Frauen. Online: <https://www.kiv.at/der-gesundheits-und-sozialbereich-als-taetigkeitsbereich-von-frauen/> (abgerufen am 20.9.25).
- Pons Online: (Online) <https://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/englisch-deutsch/dysfunctional> (abgerufen am 5.10.25).
- Pretzschner, Heidrun (1997): Vormoderne Frauenbilder und die Familialisierung des Frauseins. In: Böhnisch, L.; Lenz, K. (Hrsg.) (1997): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 65-79.
- Rerrich, Maria S. (1988): Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg: Lambertus-Verlag.
- Rubin, J; Provenzano, F.; Luria, Z. (1974): The eye of the beholder: Parent's view on sex of newborns. American Journal of Orthopsychiatry 44:512-519.
- Rubin, G. (1975): The Traffic in Women: Notes on the „Political Economy“ of Sex. In: Reiter, R. (Hrsg.): Towards an Anthropology of Women. Monthly Review Press: New York., S. 157-210.
- Schell Jugend Studie (2019) (Online)
https://www.shell.de/about-us/initiatives/shell-youth-study/_jcr_content/root/main/containersection0/simple/simple/call_to_action/links/item0.stream/1642665739154/4a002dff58a7a9540cb9e83ee0a37a0ed8a0fd55/s hell-youth-study-summary-2019-de.pdf (abgerufen am 20.2.25).
- Schell Jugend Studie (2024) (Online)
https://www.shell.de/about-us/initiatives/shell-youth-study-2024/_jcr_content/root/main/section/simple/call_to_action/links/item0.stream/1730903501282/d8b545435fc2799eb6044e48b4a9fccc80b95b2d/ap-shell-jugendstudie-zusammenfassung-barrierefrei.pdf (abgerufen am 20.2.25).
- Schenk, Herrad: (1996): Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter. Köln: Kiepenheuer&Witsch.
- Schreurs, Karlein (1996): Töchter. Entwicklungslinien weiblicher Subjektivität. In: Mens-Verhulst van, Jannike (1996): Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer. S.17-22.
- Schroll, Britta (2007): Bezugsbetreuung für Kinder mit Bindungsstörungen. Marburg: Tectum Verlag.
- Schütze, Yvonne (2000): Wandel der Mutterrolle – Wandel der Familienkindheit? In: Herlth, Alois; Engelbert, Angelika; Mansel, Jürgen; Palentien, Christian (Hrsg.) (2000): Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen. Opladen: Leske + Budrich, S. 92-105.

Schützeichel, Rainer (2012): Wissenssoziologie. In: Maasen, Sabine; Kaiser, Mario; Reinhart, Martin; Sutter, Barbara (Hrsg.) (2012): Handbuch Wissenschaftssoziologie. Wiesbaden: Springer, S. 17-26.

Stadt Wien Online

<https://www.wien.gv.at/menschen/queer/transgender/geschlechtsidentitaet.html>

(abgerufen am 05.10.25).

Stadt Wien Online

<https://www.wien.gv.at/zusammenleben/care-leaver-beratung> (abgerufen am 5.10.25).

Statistik Austria Online: <https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/sozialleistungen/kinder-und-jugendhilfe> (2.2.25)

Stephan, Inge (2000): Was ist gender?- Die amerikanischen Debatten. In: Von Braun, C.; Stephan, I. (Hrsg.) (2000): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhaltung und Carl Ernst Poeschel Verlag, S. 58-96.

Stimmer, Franz (2006): Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

Tolasch, Eva (2016): Eine protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung. Wiesbaden: Springer.

Tolasch, Eva/ Seehaus, Rhea (2017): Einleitung-Ein Plädoyer für (mehr) Mutterschaftenforschung. In: Ebd. (Hrsg.) (2017): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. Online: EvaTolaschRheaS_2016_EinleitungEinPladoyer_MutterschaftenSichtba-1.pdf (abgerufen am 20.9.23).

Tolasch, Eva; Carolin Küppers; Sabine Grenz; 7 Anna Buschmeyer (2025): Geschlechtersoziologie. Paderborn: Brill/Fink.

Toppe, Sabine (2016): Armut, Familien(leit-)bilder, Geschlechterrollen. Zur Macht und Wirksamkeit von 'guten Müttern' und 'gelingenden Kindheiten' in aktuellen Ungleichheitsdiskursen. In: Krüger-Kirn, Helga; Metz-Becker, Marita; Rieken, Ingrid (Hg.) (2016) : Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven. Bonn: Psychosozial-Verlag, S. 105-124.

Walter, M (2003). Sozialtherapeutische Wohnplätze des August Aichhorn Hauses. Diplomarbeit Wien.

Wedge, Marylin (2016): "What is a Good Enough Mother?" (online) <https://www.psychologytoday.com/intl/blog/suffer-the-children/201605/what-is-good-enough-mother> (abgerufen am 7.2.25).

- Wetterer, Angelika (1995): Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Pasero, U. (Hrsg.) (1995): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag-Gesellschaft, S. 199-223.
- Wetterer, Angelika (2009): Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion-Eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion. In: Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hrsg.) (2009): Arbeit: Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Westfälisches Dampfboot: Münster.
- Wetterer, A. (2010): Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.) (2008): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften VS, S. 126-136.
- Williams, John E./Deborah L. Best (1990): Measuring Sex Stereotypes: A Multination Study (überarb.Aufl.). Newbury Park, CA: Sage.
- Woertmann, L. (1996): Weibliche Subjektivität und äußere Realität. In: Mens-Verhulst van, Jannike: Töchter und Mütter: Weibliche Identität, Sexualität und Individualität. Stuttgart: Kohlhammer, S. 87-92.
- Woller, Lisa-Teresa (2020): Mythos Mutter. Eine kritische feministische und sozialpsychologische Studie über die Stereotype von Mutterschaft und die damit verbundene Konstruktion des Selbstkonzepts von Müttern. Universität Wien.
- Winnicot, Donald (1953): Transitional objects and transitional phenomena, International Journal of Psychoanalysis, 34:89-97.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main: Campus.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview (25 Absätze). Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 1 (1), Art.22.
url:<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1132/2520>.
(abgerufen am 03.09.2025).
- Zatonski, Paula (2009): Bezugsbetreuung von Jugendlichen in sozialtherapeutischen Wohngemeinschaften. Diplomarbeit: Universität Wien.
- Zeit Online (1952): <https://www.zeit.de/1952/42/urtiere-tiere-und-das-uebertier> (abgerufen am 09.08.25).

8. Abbildungen:

Abbildung 1:

[https://www.geistundsendung.de/wir-ueber-uns/ikonen/gottesmutter-von-der-zaertlichkeit.html#gallery\[335\]](https://www.geistundsendung.de/wir-ueber-uns/ikonen/gottesmutter-von-der-zaertlichkeit.html#gallery[335]) (abgerufen am 5.10.25).

Abbildung 2:

Dannhauer, (1973): Zuordnung geschlechtsspezifischen kindlichen Verhaltens durch Kindergartenkinder.

9. Fragebogen

Fragebogen zur Entwicklung von Stereotypen
Bitte kreuze die für Dich gültigen Antworten an.

Welchem Geschlecht ordne ich mich zu:

weiblich männlich divers

Alter:

Ich arbeite bereits in der Sozialpädagogik:

ja nein

Ich bin BezugsbetreuerIn:

ja nein

Wenn ja, denke ich, dass ich einen Einfluss darauf habe, wie die Entwicklung oder auch Veränderung eines Mutterbildes von weiblichen Jugendlichen ist?

ja nein vielleicht

Welchem Geschlecht ordne ich eher folgende Eigenschaften zu: (m-männlich/w-weiblich/b-beiden):

stark
selbstständig
fleißig
sensibel
ruhig
emotional
fürsorglich
empathisch
liebervoll

Sonstiges:.....

Welche folgenden Eigenschaften ordne ich einer Mutter zu:

stark
selbstständig
fleißig
sensibel
ruhig
emotional
fürsorglich
empathisch
liebervoll
lebenslange Stütze
aufopfernd
immer verfügbar

Sonstiges:.....

Vielen Dank für Deine Unterstützung!